Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 2 — Marburg i. H., den 11. Januar — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Sind Worte Thaten? — Der Apostel Paulus und sein Evangelium. Erste Hälfte — Der Heiland — Der Prozeß Weingart. Erste Hälfte — Die erste Kirchweihe in Folge der evangelischen Bewegung in Oesterreich — Dienstbotennot. Schluß — Ruskins Lebensweisheit — Ein interessanter Briefwechsel — Verschiedenes: Altersversorgung der Berufsarbeiter der Inneren Mission; Ein Aufruf des Zentral=Ausschusses für Innere Mission; Der Zwiespalt unter den Evangelischen in Rom; Auf Kaisers Geburtstag — Anzeigen: Erklärung aus Rom; Bitte für Mürzzuschlag

Sind Worte Thaten?

Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert und dringet durch . . . .
Hebr. 4, 12.

Sind Worte Thaten? So fragten wir in voriger Nummer schon und gaben uns zur Antwort: Ja! Sie sinds nur zu sehr, ob wirs wollen oder nicht, ob wirs beachten und in seiner Tragweite ermessen oder nicht. Man lese das Lied von der Macht der Zunge Jakobi 3. „Siehe ein klein Feuer, welch einen Wald zündet es an!" Und Worte sollen Thaten sein, unsre Worte seine Thaten, so will es Christus. Wenn er von Früchten redet, an denen man den Baum erkennt, so meint er ganz vornehmlich die Worte mit, durch die des Herzens Gesinnung sich offenbart. Und wenn er seine Jünger aussendet, sollen sie von ihm zeugen in erster Linie mit Worten. Dabei giebt er ihnen eine Verheißung mit: „Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet."

So ist nun auch für die Väter der Reformationszeit die Losung das Wort gewesen und nicht die That. „Ohne Hand" wird der Fürst der Finsternis zerbrochen werden (Daniel 8, 25), Gott wirds thun durch den Hauch seines Mundes: „das Wort" wird es thun. Verbum Dei manet in aeternum. Und dieses lebendige und kräftige Wort, schärfer denn kein zweischneidig Schwert, das da durchdringet — diese größeste That Gottes — war ihnen die Bibel. Ist das für uns anders geworden?

Nein. Zwar sagen wir gern: das Wort Gottes ist genau genommen uns nicht das Bibelbuch, sondern Christus. In ihm, durch ihn allein, seine Person, sein Wort und Werk, vernehmen wir deutlich die Stimme unsers Gottes, der mit uns redet. Die Bibel ist uns Gottes Wort nur, sofern sie Christum treibet. Und das sind ja gute, notwendige Erwägungen gegenüber einem Dogma von der Bibel, das uns mit ihrer wirklichen offenkundigen Beschaffenheit in Konflikt bringt und darum nur geeignet ist, Jeden zu beunruhigen, der auf diesen Widerspruch aufmerksam wird. Aber auch wenn wir die Bibel in ihrer menschlichen Art erkennen und als Geschichtsverständige in ihr die merkwürdige Zusammenfassung einer in Jahrhunderten erblühten Litteratur sehen voll von Fragen und Problemen, die ruhig und unbefangen geprüft werden wollen, ebenso wie die Rätsel, die andre alte Schriften und Litteraturen uns aufgeben: dennoch! Dennoch bleibt die Bibel uns Gottes Wort. Man kann auch nicht Stücke heraussuchen und sagen: die sind Gottes Wort in der Bibel, alles Andre nicht. Man wird die Bibel ganz lassen müssen und Jedem anheimgeben, daß er auf Gottes Stimme drin horche. Sie ist und bleibt nächst der Erscheinung Jesu Christi die größte und gewaltigste Gottesthat. Haben wir das erfahren, so zweifeln wir nicht mehr, daß Worte Thaten sind.

Herr, Dein Wort, die edle Gabe,
Diesen Schatz erhalte mir,
Denn ich zieh ihn jeder Habe
Und dem größten Reichtum für,
Wenn Dein Wort nicht mehr soll gelten —
Worauf soll mein Glaube ruhn?
Mir ists nicht um tausend Welten,
Aber um Dein Wort zu thun!

R

Der Apostel Paulus und sein Evangelium

Inhalt: 1) Die Dunkelheiten und Gegensätze;
2) Ihre religionsgeschichtliche und psychologische Erklärung

Einleitung

Mit Recht erblicken Viele im Vaterunser das eigentliche Herz des Evangeliums Jesu. Knapper finden wir nirgendwo die reichen Schätze seiner frohen Botschaft zusammengefaßt. Reiner und erhabener sind Bekenntnis, Gelübde und Zuversicht des Glaubens nirgends ausgesprochen: es ist ein Gebet. Um so befremdlicher muß es auf den ersten Blick erscheinen, daß selbst dieses köstlichste Gut, das bis auf den heutigen Tag den Frömmsten Halt und Trost im Leben und im Sterben bedeutet, uns nicht in gleichem Wortlaut von den Evangelisten überliefert worden ist. Lukas hat eine kürzere Fassung als Matthäus. Und doch besitzen wir in diesem scheinbaren Mangel, der dem vielfach in Buchstabenknechtschaft befangenen Kirchengeschlecht unserer Tage ganz gewaltig erscheinen müßte, eine hochwichtige Bereicherung unserer Einsicht in das Wesen der Verkündigung des Herrn.

Ein und für alle mal ist dadurch festgestellt, wie wenig Wert Jesus auf Belehrung gelegt hat. Gelehrt' und unterwiesen hatten wahrlich die Schriftgelehrten seiner Zeit genug. Auch heute sind die weisen Leute noch nicht ausgestorben, die meinen darauf aufmerksam machen zu müssen, daß alle Wahrheiten der Predigt Jesu bereits vor ihm entdeckt und ausgesprochen gewesen seien. In der That läßt sich selbst beim Vaterunser ungefähr jeder Satz aus jüdischen Gebeten belegen. Aber dadurch wird ja gerade erst recht bewiesen, daß es auf die Lehre nicht ankommen kann, daß nicht etwa eine bessere Lehre den weltumgestaltenden Einfluß ausüben konnte, als deren Triebkraft wir Jesus Christus preisen. Vielmehr ist es die einzigartige, gottergebene und gotterfüllte Persönlichkeit, die solchen Umschwung ohne Gleichen gewirkt hat. Weil Jesus seinen Jüngern die Wahrheit, wir dürfen mit einem gewissen Rechte sagen: Gott selbst, vorlebte, darum ist er ihr Meister geworden, hat ganz von ihrer Seele Besitz ergriffen und sie zu einem neuen Leben entzündet. Selbst da, wo wir dem Anschein nach noch am meisten Lehre finden, in der Bergpredigt, handelt es

sich im Grunde doch um Lebensimpulse. In neuerer Zeit hat man sich dieser Erkenntnis immer weniger verschließen können. Nur selten hört und liest man noch von Lehre Jesu.

Man sollte vermuten: was vom Meister gilt, gilt auch von seinen Jüngern. Die Apostel werden nicht mit andern Waffen gekämpft, nicht auf wesentlich andere Weise ihrem Glauben Sieg errungen haben, als ihr Herr. Das aber ist heut zu Tage noch vielfach bestritten. Es wird vor allem geleugnet bei dem Mann, der nicht sein persönlicher Schüler, wohl aber sein größter Jünger war: bei dem Apostel Paulus.

1. Die Dunkelheiten und Gegensätze

Von vornherein ist hier der gewaltige Unterschied zwischen Jesus und Paulus, der in diesem Zusammenhange nicht eingehender erörtert werden soll, anzuerkennen. Während uns das gottinnige Leben Jesu meistens das erhebende Bild eines tiefen, klaren, majestätisch ruhigen Sees bietet, werden wir bei Paulus hinausgeführt auf das stürmische Meer. Zweifel und Reflexionen, Kämpfe und Sorgen, wie sie Kopf und Herz des großen Heidenapostels unablässig beschäftigten und im Innersten aufregten, blieben der Seele seines Meisters fern. Ja, man muß noch einen Schritt weiter gehn: in den Briefen des Apostels Paulus findet sich schon ein ordentliches Stück Theologie, mit ihm beginnt die Dogmengeschichte. In der Art, wie er seine Behauptungen begründet und verteidigt, besonders in seinem Schriftbeweis aus dem Alten Testament und in der Form seiner Polemik, erkennt man den früheren Schüler der Rabbinen. Aus seinem eigenen Munde haben wir das Zeugnis, daß auch er bei aller thörichten Predigt vom Kreuze Christi über Weisheit verfügte, daß er Erkenntnis besaß und mitzuteilen vermochte. Man kann ihn so gradezu als den ersten christlichen Gnostiker bezeichnen.

An diese Seite der Verkündigung des Paulus hat man sich früher fast ausschließlich gehalten. Durch Ferdinand Christian Baur und seine Schüler, deren hervorragende Verdienste auch auf diesem Gebiete darum nicht zu bestreiten sind, wurde solche intellektualistische Betrachtungsweise fast allgemein herrschend. Erst neuerdings hat sie noch einmal eine glänzende Vertretung gefunden durch die nach dem Tode des Verfassers herausgegebene Paulinische Theologie von Holsten. Für ihn hat die Bekehrung des Saulus vor Damaskus, sein Erlebnis der Christusvision eine völlige Umwandlung in dessen Denken hervorgebracht. Im Mittelpunkte seiner Gedanken steht von nun an die Thatsache des Kreuzestodes Jesu als des Messias. Von hier aus wird Alles, was Paulus aus seiner jüdisch-hellenistischen Vergangenheit besaß, einem Umbildungsprozeß unterzogen. Mit bewundernswerter Logik hat der Apostel dem neuen Gedanken in der Beurteilung aller wichtigen religiösen Fragen Folge gegeben. Mit klaren unzweideutigen Worten belehrt uns Holsten, daß es sich hier um die Bewegung des denkenden Geistes, um einen dialektischen Prozeß handelt. Ueberhaupt wendet sich die Offenbarung Gottes im Christentum an das Denken; sie ist theoretisch. Mit solchen Behauptungen hat Holsten seinen Lehrer Baur fast noch überboten. Ihr Hegelscher Ursprung ist unverkennbar. Obwohl die meisten Forscher auf dem Gebiete der Paulinischen Verkündigung unter dem starken Einflusse der Arbeiten von Holsten, die durch eine bei Theologen seltenere philologische Gelehrsamkeit, tief auch in die einzelnen Schwierigkeiten dringende Gründlichkeit und imponirenden Scharfsinn ausgezeichnet sind, lange gestanden haben, mutet seine abstrakte Behandlungsweise religiöser und theologischer Probleme das realistisch empfindende und denkende Geschlecht von heute fast fremdartig an. Daß Paulus kein allseitig geschlossenes System geschaffen hat, giebt zwar auch Holsten zu. Auch nach ihm sind einige Lücken, logische Widersprüche vorhanden. Allein sie verschwinden in dem Gesammtcharakter der Einheit des großartig angelegten und bis in die Einzelheiten fein ausgearbeiteten Gedankengebäudes. Sehen wir aber näher zu, so sind denn doch der Widersprüche und Gegensätze, wenn wir den rein logischen Maßstab anlegen, nicht wenige. Den einen großen Konflikt zwischen menschlicher Freiheit und göttlicher Vorherbestimmung, der durch das ganze Evangelium des Paulus hindurchgeht, leugnet auch Holsten nicht. Aber er erkennt ihn nur in ganz wenigen Einzelfragen an.

Zur Veranschaulichung des hier obwaltenden Verhältnisses seien nur einige wichtige Beispiele aus der Fülle des Stoffs herausgehoben. Die unendlich bedeutsame Frage nach der Entstehung der Sünde und der allgemeinen Herrschaft des Todes beantwortet der Apostel ganz verschieden. Das eine Mal leitet er sie ab von der Uebertretungsthat Adams, in dessen Schicksal alle Adamskinder ohne Ausnahme verwickelt worden sind. Das andere Mal führt er sie darauf zurück, daß die Menschen von Natur Fleisch sind. Im Fleische aber wohnt und herrscht mit übermächtiger Gewalt der Trieb zum Bösen. Will man diese von einander durchaus abweichenden Erklärungen, die geschichtliche und psychologische, so kombiniren, daß man sagt, das Fleisch sei erst durch die That Adams ein von der Sünde beherrschtes geworden, so ist darauf hinzuweisen, daß Paulus selbst eine solche Vereinigung nirgendwo angedeutet hat. Und in verschärfter Form kehrt die Schwierigkeit wieder bei der Erklärung der allgemeinen Verbreitung des Todes. Einerseits wird auch sie auf Adam zurückgeführt, andererseits als ein Naturprozeß angesehn: das Verwesliche fällt von selbst der Verwesung anheim. Mit dem Problem der Sünde und des Todes steht bei Paulus in engstem Zusammenhang die Frage nach der Bedeutung und Giltigkeitsdauer des Gesetzes. Auch hier ist eine Dissonanz nicht zu verkennen. Im Galaterbrief lauten die meisten Urteile sehr schroff und absprechend, im Römerbrief sehr milde und anerkennend. Nach ersterem sind untergeordnete Engel bei der Bekanntmachung des Mosaischen Gesetzes beteiligt gewesen, nach letzterem trägt es den Stempel des göttlichen Geistes. Aehnlich wird die Beschneidung teils hoch teils niedrig gewertet. Solche Differenzen, die hier nur angedeutet werden können, lassen sich aber nicht nur bei der Beurteilung der vorchristlichen Zeit konstatiren. Sie finden sich auch mitten im Herzen der eigentümlich christlichen Gedanken; selbst da, wo man es am wenigsten erwarten sollte, so in dem Kreise, der sich an den bedeutsamen Begriff des Geistes anschließt.

Wenn irgendwo, so tritt Einem hier die Kraft Paulinischer Originalität entgegen. Früher erblickte man die Macht des Geistes vor allem in außergewöhnlichen, unerklärlichen, rätselhaften Erscheinungen, kurz in Wundern. Diese Anschauung ist auch dem Apostel keineswegs fremd. Unter den vom Geiste gewirkten Gnadengaben führt er ausdrücklich auffallende Kraftthaten und Heilungen an. Daneben aber und hauptsächlich ist ihm der Geist das sittliche Prinzip, die Kraft, die das ganze christliche Verhalten gebiert und beherrscht. Wie mit Naturgewalt treibt der Geist im Christen die Gott wohlgefälligen Früchte hervor, während es unter dem Gesetze nur mühsam zu Wege gebrachte, unvollkommene Werke giebt. Und doch verwickelt gerade dieser dem Apostel zu verdankende, nicht hoch genug anzuschlagende Fortschritt in der Würdigung des heiligen Geistes ihn in neue Schwierigkeiten. Denn nach Paulus haben alle Christen den Geist. Nur durch ihn kann man sich zu Jesus als Herrn bekennen. Ist nun aber der Christ durch den heiligen Geist eine Neuschöpfung geworden, ist das Alte wirklich vergangen, die Sünde überwunden, das Fleisch schon jetzt mit seinen Lüsten und Begierden gekreuzigt, also abgetötet, wozu bedarf es dann noch sittlicher Ermahnungen? Bei jedem wichtigeren konkreten Einzelfall mußte dieser Gegensatz zwischen der Theorie, die den Christen als sündenbefreiten Geistesmenschen betrachtete, und der Praxis, die auch bei Christen noch immer Sünden und sittliche Schwächen aufwies, besonders eklatant werden. Bisweilen scheut sich denn auch Paulus nicht, die peinlichste Konsequenz zu ziehn. Den Korinthern, die er gerade im Besitze glänzender Geistesgaben weiß, sagt er einmal ins Gesicht, er habe mit ihnen nicht als mit Geistesmännern verhandeln können. Noch jetzt seien sie fleischlich. Denn sie duldeten Zank und Streit unter sich, einen Zustand, der durch das Wirken des Geistes ausgeschlossen ist. Darum kann er ihnen auch göttliche Geheimnisse, in deren Tiefen der Geistbegabte eindringt, nicht mitteilen.

Am schärfsten kommt dieser Konflikt darin zum Ausdruck, daß der Apostel sich gelegentlich gegenüber abweichender Ansicht auf seinen Geistesbesitz beruft. Also nicht einmal die Bezeugung des Geistes scheint darnach immer einhellig zu sein, wie denn auch die Unterscheidung der Geister eine besondere Gnadengabe ist, während man annehmen sollte, daß sich in den christlichen Gemeindeversammlungen ausschließlich der eine heilige Geist offenbart, und nicht daneben ungöttliche Geister, deren Aeußerungen der Prüfung bedürfen.

Als letztes und besonders interessantes Beispiel seien die verschiedenartigen Belehrungen über die letzten Dinge gewählt. Im Vordergrunde stand hier auch bei Paulus die glühende Erwartung der baldigen Erscheinung Christi in Herrlichkeit vom Himmel her zur Aufrichtung seines Reiches. Während nun der Apostel früher fest erwartet hat, daß diese Wiederkunft von ihm noch würde erlebt werden, ist solche Zuversicht später erschüttert worden. Im Gefängnis zu Rom, da jeder Tag ihm die schlimmste Entscheidung bringen konnte, mußte er mit der Möglichkeit rechnen, vorher abgerufen zu werden. Der Gedanke an sie hat nun aber eine weitere bedeutsame Folge. Gemeinhin nahm man im Anschluß an jüdische Vorgänger auch in christlichen Kreisen an, daß die Toten nach ihrem Abscheiden einen Zwischenzustand bis zu ihrer Auferstehung durchmachen müßten. Man stellte sich ihn als eine Art von Halbewußtsein, schlafähnlich vor. Diese Auffassung scheint der Apostel früher geteilt zu haben. Auch von verstorbenen Christen gebraucht er den Ausdruck Schlafende oder Entschlafene. Dagegen hegt er in Bezug auf sich selbst später die Sehnsucht, abzuscheiden und dann sofort bei Christus zu sein. Das wäre ihm das Liebste.

Im engsten Zusammenhange mit diesem Punkte steht ein anderer. An den meisten Stellen der Paulinischen Briefe wird von Auferweckung und Lebendigmachung des jetzigen irdischen Leibes, von seiner Verwandlung zum Zwecke der Teilnahme an der himmlischen Herrlichkeit gesprochen. Damit ist eine gewisse Identität des irdischen und himmlischen Leibes gegeben. Dagegen im zweiten Korintherbrief weiß der Apostel, daß ein ganz neuer Leib, eine nicht mit Händen gemachte, von Gott stammende, ewige Behausung für die Christen im Himmel vorhanden ist. Und seine Zuversicht und sein Wunsch geht dahin, diese irdische Heimat und Behausung mit der himmlischen beim Herrn zu vertauschen. Hier scheint also der Zusammenhang zwischen Altem und Neuem zerrissen zu sein.

Ein ähnliches Dunkel herrscht hinsichtlich der verwandten Frage des Umfangs der Auferstehung. Auf der einen Seite lassen sich Zeugnisse dafür, daß alle Menschen, auch die Nichtchristen auferweckt werden, anführen. Denn die ganze Welt soll an einem feierlichen Gerichtstage ihr Urteil empfangen, und die Christen werden als aktiv an diesem Gerichte beteiligt gedacht. Auf der andern Seite haben nur die Christen die Kraft zur Auferstehung in sich durch den göttlichen Geist, diese Ewigkeitspotenz, die ihnen das Leben verbürgt. Es müßte denn gedacht werden, daß die Ungläubigen nur erweckt würden, um ihr Urteil zu empfangen und dann sofort dem endgiltigen Verderben anheim zu fallen. Solche Auferweckung würde dann jedenfalls nicht die Bezeichnung Lebendigmachung verdienen. Denn dazu hat dem Apostel der Begriff Leben einen viel zu tiefen Gehalt.

Doch wenn sich diese Schwierigkeit auch überwinden ließe, wir geraten erst recht in Verlegenheit, wenn wir lesen, daß auch die Christen vor dem Richterstuhle Christi erscheinen und nach ihrem irdischen Thun vergolten erhalten sollen. Denn Kern und Stern des Paulinischen Evangeliums ist die Gewißheit, daß der aus dem Glauben Gerechte leben wird. Wer glaubt an die Gnade Gottes in Christus, der ist des Heils gewiß, sicher vor dem göttlichen Zorn. Die fröhliche Zuversicht des Glaubens würde in ihrer Wurzel geknickt, wenn sie sich auf etwas Anderes als auf Gott in Christus verlassen müßte. Dann wäre ja doch schließlich wieder der vom Apostel so lebhaft und unermüdlich bekämpfte Weg der Werke und des Eigenruhms eröffnet und als zu Recht bestehend anerkannt.

Aus diesen Beispielen von Widersprüchen, die sich mit Leichtigkeit noch erheblich vermehren ließen, geht Eins zweifellos sicher hervor. Der Apostel ist kein Systematiker gewesen. So scharf und unerbittlich sich seine Logik im einzelnen Falle zeigt, so gewandt und schneidig er die Waffe der Polemik zu führen versteht, einen streng geschlossenen Gedankenbau, bei dem jedes einzelne Stück harmonisch zum andern paßt, eins an das andere sich zu lückenlosem Zusammenhang anschließt, hat er nicht geschaffen. Aber er wollte ihn auch nicht schaffen. Denn der Apostel kennt etwas Höheres als Lehre, als begriffliche Ausgestaltung und Verknüpfung des Erlebten zu einem fein und konsequent erdachten System. Das ist das Leben aus Gott, die Kraft des heiligen Geistes, die Alles überwindende und Alles leistende Macht des Glaubens und der Liebe, die unerschütterliche Gewißheit einer Verbundenheit mit seinem erhöhten Herrn, die über den Tod hinaus reicht in das ewige Leben. Darin hat Paulus gelebt und davon hat er gezeugt. Um das darzustellen, um dies göttliche Leben in Christus an und in die Menschen zu bringen, hat er sich der mannigfachsten Mittel bedient, souverän verwertend, was seine Zeit ihm bot.

Damit sind wir über ein rein negatives Ergebniß, zu dem die Entdeckung der mancherlei Widersprüche in den Darlegungen des Paulus zu führen schien, schon hinausgekommen. Es bleibt nun aber noch die Aufgabe, einigermaßen zu erklären, wie der Apostel die Gegensätze so unbekümmert neben einander konnte bestehn lassen.

Eduard Grafe

Der Heiland

In dem kleinen Aufsatz „Als die Zeit erfüllet war" (Christl. Welt 1899 Nr. 51) habe ich auf Grund einer neuentdeckten Inschrift vom Jahr 9 vor Christi Geburt gezeigt, daß unsre religiöse Sprache in Bezug auf Jesus Christus ihre Vorbereitung auch an der religiösen Sprache der Griechen gehabt hat. Genauer noch muß man sagen, daß die Christenheit seit dem Ausgang des ersten Jahrhunderts besonders solche Begriffe und Worte bevorzugte, die ihr sowohl von dem Alten Testament als von den Griechen identisch geboten wurden. Es ist nämlich eine der wichtigsten religionsgeschichtlichen Erkenntnisse, daß sich im Zeitalter der Entstehung des Christentums auf der jüdischen und auf der griechischen Linie zahlreiche religiöse Begriffe und Ausdrücke finden, die sich decken und also einfach in einander übergehn konnten. Diese merkwürdige Erscheinung ist zum Teil dadurch bedingt gewesen, daß das Griechentum seit den Tagen Alexanders des Großen auf das Judentum eingewirkt hat, und daß in bescheidenen Grenzen auch das Umgekehrte der Fall gewesen ist. Aber ein anderer Teil der Erscheinungen läßt sich so nicht erklären; vielmehr hat die innere Entwicklung der Religion dort und hier dieselben Empfindungen, Erkenntnisse und Ausdrücke hervorgerufen. Die wichtige Aufgabe, alle diese Begriffe und Worte zusammenzustellen, um sie einheitlich zu überschauen, ist bisher noch nicht in Angriff genommen, geschweige gelöst. Und doch wird man erst dann ein sicheres Urteil über die Originalität und über die Anpassungskraft des Evangeliums gewinnen können.

Der Prozeß aber, wie die ältesten Christen Schritt für Schritt die religiöse Sprache der Griechen aufgenommen haben, läßt sich in seinen frühesten Stadien schon im Neuen Testamente verfolgen, wenn man die älteren Schriften darin mit den jüngeren vergleicht. Durchweg erkennt man, daß Markus, Matthäus und Paulus am wenigsten von der religiösen Sprache der Griechen beeinflußt waren, während Lukas, Johannes und namentlich der Verfasser der Pastoralbriefe und des 2. Petrusbriefs viel stärker von ihr abhängig sind. Es ist ein neuer Beweis für die wunderbare Originalität und Kraft des Paulus, daß er, obgleich er Jahrzehnte unter den Griechen wirkte, doch aus ihrer religiösen Sprache so Wenig aufgenommen hat. Umgekehrt hat Lukas den Versuch gemacht, die ihm schon in festen

Sprachformen überlieferte evangelische Geschichte mit schonender Hand sprachlich zu korrigieren und der Empfindung, der Begriffswelt und dem Verständnis der Griechen näher zu bringen. Darauf ist man längst aufmerksam geworden; in neuester Zeit aber hat namentlich Professor Norden in seinem schönen Buche über „die antike Kunstprosa“ eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen über diesen Punkt angestellt. Von ganz besonderem Interesse ist übrigens in dieser Richtung die dem Lukas eigentümliche Vorgeschichte Jesu (Luk. 1 u. 2). Unzweifelhaft hat er hier eine judenchristliche Quelle benutzt — es giebt kaum einen größeren Abschnitt im Neuen Testament, der uns so „alttestamentlich“ in seiner Sprache anmutet wie jene Kapitel —, aber er hat es verstanden, ohne das Sprachkolorit zu verwischen, so nachzuerzählen, daß jene Verkündigungs- und Geburtsgeschichten grade auch den echten Griechen besonders verständlich und erbaulich sein mußten.

Im Folgenden will ich an einem Beispiele zeigen, wie ein Wort sich eingebürgert hat, das für uns heute zum eisernen Bestande der christlichen Sprache gehört, aber ursprünglich in ihr gefehlt hat — das Wort Heiland für Jesus Christus.

In den Evangelien des Markus und Matthäus sucht man es vergebens: weder im Munde Jesu noch in den Berichten der Evangelisten kommt es vor. Freilich, wenn Jesus dem Täufer Johannes auf dessen Frage, ob er der Messias sei, antworten läßt: „Die Blinden sehen usw.,“ so ist keine Bezeichnung für ihn zutreffender als die des „Heilandes.“ Allein das Wort ist nicht gebraucht. Das ist um so bemerkenswerter, als die griechische Uebersetzung des Alten Testaments die Bezeichnung „Heiland“ (für Gott selbst) wohl kennt; erinnert sei nur an die berühmte Stelle im Hiob: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Aber unter den vielen Bezeichnungen des zukünftigen Messias im Judentum fehlt die Bezeichnung „Heiland.“ Darum ist sie auch nicht in die ursprüngliche evangelische Verkündigung gekommen.

Dagegen war bei den Griechen das Wort „Heiland“ eine sehr häufige Bezeichnung der Götter. Ursprünglich bedeutete es „Nothelfer“ in den vielen kleinen und großen Kalamitäten des Lebens. Die Dioskuren waren die „Heilande“ der Schiffer, der Nil war der „Heiland“ Aegyptens; auch Feldherrn wurden mit dem Ehrentitel „Heiland“ geehrt. In dem Maße aber als sich die Religion erweiterte und vertiefte, bekam auch das Attribut „Heiland“ für die Gottheit eine weitere und tiefere Bedeutung: der Mensch bedarf des Heilands überhaupt. Gottes höchste Kraft ist, daß er Heiland ist; die göttliche Vorsehung ist die des „Heilandes.“ So bekam die uralte Formel „Zeus der Heiland,“ „Gott der Heiland“, einen neuen umfassenden Sinn, und als der irdische Gott, der Kaiser, neben den Zeus trat, wurde auch er als Heiland, ja als Weltheiland, gefeiert.

Grund genug für Paulus, die Formeln „Gott der Heiland,“ „Christus der Heiland“ bei Seite zu lassen. Sie war ihm wohl nicht bezeichnend genug. Nur zweimal in seinen echten Briefen hat er das Wort „Heiland“ für Christus gebraucht, aber nicht als Name: Epheser 5,23 und Philipper 3,20. Die erstere Stelle dürfen wir bei Seite lassen — die Auslegung ist strittig —; an der zweiten schreibt er: „Unser Staatswesen ist im Himmel, von dannen wir auch den Herrn Jesus Christus als Heiland erwarten.“ Der Gegensatz ist klar: „Unser Staatswesen ist nicht das römische Reich mit seinem Kaiser-Heiland.“ Weit entfernt also, daß man aus unserer Stelle entnehmen dürfte, dem Apostel sei der Ausdruck „Heiland“ für Christus geläufig gewesen, folgt vielmehr umgekehrt aus ihr, daß er nur um des Gegensatzes willen zu ihm gegriffen hat.

Aber nicht lange nach der Zeit des Paulus wurde es anders. Lukas und der Verfasser der Pastoralbriefe *) bezeichnen den Umschwung, und zwar nehmen sie sowohl die antike (und zugleich alttestamentliche) Formel „Gott der Heiland“ auf, als sie auch die neue Formel „Christus der Heiland“ „Christus, der Herr und Heiland“ bilden. Lukas bietet bereits in seiner Vorgeschichte Jesu beide; er läßt Maria (1, 47) „Gott mein Heiland“ aufjubeln, und er hat den Satz an den Anfang der heiligen Geschichte gestellt (2, 11): „Euch ist heute der Heiland geboren.“ Der ganze Vers ist in allen seinen Worten so gestaltet, daß er Juden und Griechen gleich heimisch lautete — das Neue war, daß „Christus der Herr in der Stadt Davids“ dieser Heiland ist, dessen Frohbotschaft „allem Volke“ gilt. Auch in der Apostelgeschichte hat Lukas noch zweimal (5, 31; 13, 23) von dem gesprochen, „den Gott zum Fürsten und Heiland“ erhoben hat, oder von dem „Heiland Jesus.“

*) Diese Briefe können nicht von Paulus geschrieben sein; doch liegen ihnen höchst wahrscheinlich Paulinische Briefzettel zu Grunde.

In den Pastoralbriefen, so kurz sie sind, wird Gott selbst nicht weniger als sechsmal „Gott der Heiland“ genannt, Christus aber heißt viermal „unser Heiland.“ Eine Stelle ist ganz besonders merkwürdig; denn sie lautet mit antiker Feierlichkeit: „Wir erwarten die herrliche Zukunft unseres großen Gottes und Heilandes Christus Jesus.“ *) Aehnlich heißt es im 2. Petrusbrief: „Unser Gott und Heiland Jesus Christus.“ Dieser späte Brief ist deshalb in der Geschichte der christlichen Sprache wichtig, weil er zeigt, daß auch der Ausdruck „Unser Herr und Heiland Jesus Christus“ bereits formelhaft geworden ist. Er kommt in dem kleinen Briefe nicht weniger als viermal vor. Seitdem ist diese Zusammenstellung eine besonders bevorzugte in der Christenheit geworden.

Johannes aber ist es gewesen, der die Bezeichnung „Weltheiland“, die in der Antike auch schon bekannt war (für den Kaiser), auf Christus übertragen hat. Nur zweimal findet sich bei ihm das Wort „Heiland,“ aber beide Male mit dem Zusatz „der Welt.“ „Nicht mehr um deiner Rede willen,“ erklären die Samariter dem Weibe, „glauben wir; denn wir haben nun selbst gehört und wissen, daß dieser wahrhaftig der Heiland der Welt ist“ (Joh. 4, 42). Und 1. Joh. 4, 14 heißt es: „Wir bezeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat als Heiland der Welt.“

Jesus Christus trat dem Kaiser, dem Weltheiland, gegenüber, und es erfüllte sich das Wort: „Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahrt, so bleibt das Seine mit Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und überwindet ihn, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ.“ Der Harnisch war die Heilandswürde.

A Harnack

Der Prozeß Weingart

1

Die Geschichte des Prozesses Weingart erstreckt sich auf einen Zeitraum von mehr als einem Jahr.

Am 26. Oktober 1898 fand in Osnabrück Bezirkssynode statt. Pastor Weingart hatte die Aufgabe, über den augenblicklich der hannoverschen Landessynode vorliegenden Agendenentwurf zu referieren. Er entledigte sich seiner Aufgabe, indem er für eine „zeitgemäße Ausstattung der in liturgischer Hinsicht meist recht dürftigen gottesdienstlichen Akte“ warm eintrat und und „Zeugnisse eines gesunden evangelischen Gebetsgeistes, dem kasuellen Bedürfnis angepaßt, in einfacher, dem Verständnis wie dem Gefühl der Gemeinden entsprechender Sprache, ohne dogmatische Finessen, ohne Phrasen und Wortschwall“ forderte. Weiterhin verlangte er die Gliederung der gottesdienstlichen Akte im Anschluß an bewährte religiös-volkstümliche Muster der alten Zeit, allein unter Berücksichtigung der veränderten Zeitumstände. In verschiedenen Abschnitten erkannte er den Entwurf als dem Geforderten entsprechend freudig an. Mit anderen Stücken dagegen ging er in einer Reihe von „Randbemerkungen“ scharf ins Gericht und kam zu dem Ergebnis, daß der Entwurf als „Ganzes“ abzulehnen sei.

Folgende Stellen dieses Referats gaben, als es im Druck vorlag, der Kirchenbehörde Anlaß, gegen Weingart einzuschreiten. Weingart sagte vor der Synode:

1. Was mögen sich wohl viele, viele unserer Gemeindeglieder dabei denken, wenn sie in der Beichte hören, daß sie in Sünden empfangen und geboren sind, also daß in ihnen von Natur nichts Gutes, sondern eitel Sünde wohne, und daß sie wider die erste und andere

*) Daß hier Gott selbst und Christus zu unterscheiden seien, ist unwahrscheinlich.

Tafel des Gesetzes wirklich sündigen (man beachte diese schwerfällige, zwecklose Umschreibung), ja, daß sie sogar sündigen mit innerlicher angeborener Blindheit.

2. Was mögen sich viele vorstellen, wenn es am Sarge heißt: lasset uns gedenken an den Tod und des „Todes Ursach“? — dieser Ausdruck könnte doch gradezu irre führen.

3. Wozu den Gemeinden so oft in den Gebeten den „Satan“, den „Teufel“ vor die Seele — nein, ich sage richtiger nur: vor die Ohren halten? Hat Christus das in seinen Gebeten gethan? . . . . Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sagt man scherzhaft. Ich sage sehr ernsthaft: man soll ihn im feierlichen Moment der religiösen Erhebung nicht in den Mund nehmen! Apage Satanas: fort mit ihm, wo er hingehört: in den Abgrund, nämlich der — Vergangenheit . . . . .

4. Religiöse Bedenken, wenn schon ganz anderer Art, kommen mir auch bei den häufigen an die Person Jesu gerichteten Gebeten. Ich stehe mit freudigem Bewußtsein auf Apg. 4,12 und 1. Kor. 3,11; aber die einzige Adresse meines Gebets kann für mich nur Gott, der Vater, sein. Das lehren Christi eigene Worte zweifellos. (Matth. 4, 10, Bergpredigt u. a. a. O.) Der Herr hat nie gefordert oder auch nur angedeutet, daß man zu **ihm** beten soll. . . . . . . Aus demselben Grunde beanstande ich den Ausdruck: „unter Deinem (nämlich Christi) allmächtigen Schutze fürchten wir kein Unglück.“ Das greift wieder, wenn ich so sagen darf, in Gottes Rechte ein.

5. Eine unserm Gottesbegriff aber geradezu unangemessene Anschauung ist es, wenn es heißt: „der da nicht verschmähet hat auf Erden zu wohnen.“ Nach unserer christlichen theistischen Gottesidee ist sein Wohnen auf Erden keineswegs erst der zeitlich vollzogene Akt eines besonderen göttlichen Wohlgefallens, sondern eine seiner wesentlichen Eigenschaften.

6. Dementsprechend kann ich mich auch mit dem „Jammerthal“ nicht befreunden. Für mich und viele Tausende ist die Erde trotz aller Sünden und Leiden kein Jammerthal, sondern, wie das ganze Weltall, die Stätte göttlichen Waltens und Offenbarens. „Herr, die Erde ist voll deiner Güter!“

7. Mancherlei gäbe es . . . . . . zu bemerken. So über die für mich unvollziehbare Vorstellung im Beerdigungsgebet, daß unsere sterblichen Leiber von den Toten auferweckt und am jüngsten Tage mit der Seele wieder vereinigt werden sollen.

Diese Stellen gaben bei der Kirchenbehörde zu dem „**Verdacht** Anlaß, daß Weingart in mehreren Stücken, namentlich in der Lehre von der **Sünde**, der **Gottheit Christi**, und der **Auferstehung der Toten** von dem Bekenntnis unsrer Kirche abweiche.“ Deshalb wurde am 22. Februar 1899 das förmliche Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet.

Nachdem die Voruntersuchung abgeschlossen war, fand am 16. Juni 1899 vor dem Konsistorium Hannover*) der Haupttermin **erster Instanz** statt, in welchem unter Zubilligung mildernder Umstände, und in Rücksicht darauf, daß Weingart im Laufe der Verhandlung erklärt hatte:

> Ich nehme in Anspruch, daß mir als Geistlichen ebenso wie jedem andern Kirchengliede **nicht verboten werde**, durch ernste Forschung in der heiligen Schrift auf allen Gebieten des kirchlichen Glaubens zu einer größeren Klarheit hindurchzudringen. Ich erkenne aber an, daß ich **nicht berechtigt** bin, eine von der öffentlichen Kirchenlehre abweichende, subjektive theologische Auffassung an Stelle der grundlegenden Glaubenssätze der öffentlichen Kirchenlehre in meiner lehramtlichen Thätigkeit zum Ausdruck zu bringen, und verspreche, hiernach künftig zu handeln —

auf einen **ernsten Verweis** erkannt wurde. Der Vertreter der Anklage hatte **formell Amtsenthebung beantragt****), aber in Rücksicht auf die erwähnte Erklärung Weingart der Milde der Richter empfohlen. Zu den angeschuldigten Stellen seines Synodalreferats hatte Weingart auf Befragen ausgesagt:

1. Es habe ihm fern gelegen, die Lehre von der **Erbsünde** anzutasten. Er habe nur an der nach seiner Meinung für Gemeindeglieder ungeeigneten Ausdrucksweise Kritik üben wollen.

2. Das Gleiche gelte von den Worten „**des Todes Ursach**“, indem hierbei Mancher an die letzte leibliche Krankheit des Verstorbenen zu denken versucht sei.

3. habe er nur deshalb den Ausdruck „**Teufel**“ in den Gebeten durch „das Böse“ ersetzt wissen wollen, um der volkstümlichen Vorstellung von den widergöttlichen Mächten in der bekannten sagenhaften Gestalt mit Schweif und Pferdefuß zu begegnen.

*) Unter dem Evangelisch-lutherischen Landeskonsistorium der Provinz Hannover als oberster Kirchenbehörde bestehen drei Konsistorien, Hannover, Stade und Aurich. Der erste Prozeß fand also vor der niederen Instanz, dem Konsistorium zu Hannover, statt.

**) So nach mir vorliegendem Bericht. Was das heißt und warum es sein mußte, verstehe ich nicht.

4. Hier erkenne er an, daß seine Ausführungen über das an die Person **Christi** gerichtete **Gebet** inkorrekt einseitig und mißverständlich gewesen seien. Er berichtige und ergänze sie dahin, daß es ihm, wie auch seine Predigten bezeugten, religiöses Bedürfnis sei, persönlichen Gedanken- und Herzensverkehr mit dem lebendigen Herrn als Gruß, Wunsch und Bitte zu pflegen. Er müsse sich nur gegen die ausschließlich an Christus ohne Beziehung auf Gott, den Vater, gerichteten Gebete aussprechen.

5. Was seine Bemänglung des Ausdrucks: „der da nicht verschmähet hat, auf Erden zu wohnen“ betreffe, so habe er damit die **Menschwerdung** des Sohnes Gottes (Conf. Aug. 3) durchaus nicht zu leugnen beabsichtigt. Er habe nur sagen wollen: wenn sich Gott nur erst in Christo geoffenbart habe, so müsse es eine Zeit gegeben haben, wo Gott nicht auf Erden gewesen sei. Eine solche Zeit habe es aber nicht gegeben.

6. In dem Worte „**Jammerthal**“ habe er lediglich dessen pietistisch weltflüchtigen Sinn zurückgewiesen und keineswegs die Durchsetzung der Welt mit Sünde in Abrede zu stellen unternommen.

7. Endlich in der Wendung „daß unsere **sterblichen Leiber von den Toten auferweckt**“ habe er nichts weiter als eine Contradictio in adjecto und einen Widerspruch gegen 1. Kor. 15, 42 u. 50 nachweisen, niemals aber den Glauben an Auferstehung und ewiges Leben leugnen wollen. Dieser Glaube sei mit die notwendige Bedingung für seinen Glauben als Christ überhaupt. An die Thatsache der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn habe er dabei nicht gedacht. *)

Diese Aussagen Weingarts werden in ihrer entlastenden Wirkung gestützt durch seine Predigten. Es war nämlich schon während der Voruntersuchung ein halber Jahrgang von Weingarts Predigten (1897/98) eingefordert und auf diese das Disziplinarverfahren ausgedehnt worden. Anlaß dazu gab Weingarts Weigerung, seine persönliche Stellung zu den angezogenen Dogmen ausführlich darzulegen, da solches in ein Kolloquium gehöre**), dagegen sich auf seine Predigten mehrfach berufen. Aber während die Durchsicht seiner Predigten ihn von jenem Verdacht befreite, den die inkriminierten Stellen seines Synodalreferats wider ihn erzeugt hatten, ergab sie den Thatbestand eines andern Vergehens. Es zeigte sich, daß Weingart über die **Auferstehung und Himmelfahrt** Jesu falsche Lehre führte. In zwei Predigten, in einer Oster- und Himmelfahrtspredigt, hatte er diese beiden geheimnisvollen Thatsachen durch die sogenannte **objektive Visionshypothese** seiner Gemeinde zu erklären versucht und unumwunden die Verwesung des Erdenleibes Jesu ausgesprochen. Die Behörde erblickte darin einen nicht zu duldenden Widerspruch gegen das Bekenntnis der Kirche. Und **dieses** Vergehen wurde sowohl von der **ersten** als von der **zweiten** Instanz verurteilt.

2

Ehe wir auf den zweiten Prozeß eingehen, stehen wir ein wenig stille und erheben gegen das Verfahren im ersten Gang einige Einwendungen. Wir kümmern uns dabei grundsätzlich nicht um die kirchengesetzliche Lage. Juristisch korrekt ist es, das nehmen wir als selbstverständlich an, in beiden Prozessen zugegangen. Wir stellen uns, wie in unsern bisherigen Aeußerungen auf einen rein religiöskirchlichen Standpunkt und fragen: was war religiös notwendig? was kirchlich ersprießlich? Der klaren Beantwortung dieser Fragen hat die kirchengesetzliche Lage einfach zu weichen. Das gilt zunächst für das moralische Urteil, sodann für die kirchliche Gesetzgebung.

Ein Synodalreferat erregte „Verdacht,“ daß es in verschiednen Punkten, besonders in drei namhaft gemachten Dogmen, abweichende Lehre führe. Man darf fragen, ob der Wahrheit und Ehre dieser Dogmen nicht genug geschah, indem auf der Synode selbst Vertreter einer reineren Hingabe an diese Dogmen sich zu ihnen bekannten. Damit war ohne Zweifel eine echt evangelische und vollkommen genügende Remedur gegeben. Man bedenke, daß eine Synode eine **beratende** Versammlung ist.

Zweitens. Das Synodalreferat erregte „Verdacht.“ Es lag also in den gesprochenen und dann gedruckten Worten noch

*) Diese Zitate nur wenig verkürzt und verändert nach dem Kirchlichen Amtsblatt des Landeskonsistoriums 1899, Stück 14.

**) Dieser vom Angeschuldigten gemachte Einwand gehört zu den sachlich wertlosen Zügen, die ein solcher Prozeß auf beiden Seiten, wie es scheint, notwendig annimmt.

kein Thatbestand vor, der eine Verurteilung irgend welcher Art ausreichend motiviert hätte. Denn sonst hätte man keines weiteren Zeugnisses bedurft. Weshalb Weingarts kurze Erläuterungen, die wir oben wiedergaben, nicht genügten ihn vollends zu entlasten, darüber erhält man keinen Aufschluß. Bis wir hierüber Aufschluß bekommen, erkennen wir daraus die Absicht, den Verdächtigen und Angeschuldigten womöglich irgendwie schuldig zu erfinden.

Drittens. Man fordert zu diesem Zwecke seine Predigten ein. Denn daß man sie eingefordert hätte, um einem Wunsche des Angeschuldigten entgegenkommend daraus vollends das Material zu gewinnen, das man zu seiner Freisprechung brauchte, ist durch Folgendes unwahrscheinlich gemacht. Die Predigten entlasten den Angeschuldigten in der That — in Bezug auf jene fraglichen Dogmen! Aber Freisprechung erfolgt dennoch nicht; denn die Durchsicht derselben Predigten ergiebt — eine bisher dem Verdacht und dem Verfahren noch unbekannte Abweichung von einem andern Dogma oder Doppeldogma. Die Anklage wendet nun ihr Angesicht dieser endlich gefundenen „Thatsache" zu und erzielt so die Verurteilung.

Viertens. Diese ganze inquisitorische Behandlung der Predigten, mit und ohne solchen Ausgang, wirkt überaus peinlich. Wenn ein Pastor durch eine Predigt bei Gemeindegliedern Anstoß erregt hat, so ist es zweckmäßig, daß seine Behörde die Predigt einfordert und auf Grund des Befundes verständigend oder rügend das Aergernis hebt. Aber diese Durchsicht eines Halbjahrgangs Predigten, um den auf Grund eines Synodalreferats entstandenen „Verdacht" zu substantiieren, und ihr so zweideutiges Ergebnis: ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, in der kein evangelischer Theologe zu einem solchen Vorgehen die Hand bietet! So mag ein Staatsanwalt pflichtmäßig handeln. Aber Glaubenssachen wollen anders gerichtet sein, als weltliche Sachen. — Hier liegt für mich der moralisch anstößigste Punkt des ganzen Prozesses.

Fünftens muß auf einen leidigen Umstand aufmerksam gemacht werden, weil er Aufsehn erregt hat. Die verhängnisvolle Bezirkssynode in Osnabrück fand am 26. Oktober 1898 statt. Das Disziplinarverfahren wurde unter dem 22. Februar 1899 eröffnet. Da liegt eine lange Spanne Zeit dazwischen. Aber das Auffallendste ist Folgendes. Am 15. Februar 1899 erschien in der Hannoverschen Pastoral-Korrespondenz, dem Organe der streng konservativ-konfessionellen Richtung in Hannover, ein Artikel, der mit den Worten schloß:

> Wir sind gespannt darauf, wie die Behörde sich jetzt zu den neuesten Kundgebungen*) des Referenten stellen wird. Den anwesenden Generalsuperintendenten hat Vieles darin, wie er gleich auf der Synode bezeugte, schmerzlich berührt. Er hat auf Einiges auch gleich mit Zurückweisung geantwortet.

Genau eine Woche später schritt das Konsistorium gegen Weingart ein. Es soll zwar in Abrede gestellt haben, durch obigen Hetzartikel dazu veranlaßt worden zu sein. Läge mir die Erklärung authentisch vor, so würde ich ihr glauben müssen. Aber wenn ich auch einmal ein wenig den Juristen spielen will, dann muß ich sagen: jenes wunderbare zeitliche Zusammentreffen zwischen Artikel und Maßnahmen, sowie der nichtige Hinweis der Behörde, daß erst das gedruckte Bezirkssynodalprotokoll habe vorliegen müssen, ist verdächtig. Denn jedenfalls war das Konsistorium durch den auf der Bezirkssynode anwesenden Generalsuperintendenten über die von Weingart vorgetragenen Anschauungen unterrichtet. Wollte es demnach gleich von Anfang an einschreiten, so brauchte es nur Weingarts Referat, wie nachmals seine Predigten, in der Urschrift einzufordern, ohne dessen fast ein Vierteljahr später erfolgende Drucklegung abzuwarten. Das ist nicht geschehen. Am 14. Januar 1899 ging das Protokoll bei der Behörde ein, also lange vor dem 15. Februar, noch länger vor dem 22.

Sechstens. Die dreimonatliche Zwischenzeit ist nicht etwa durch persönliche freundschaftliche und seelsorgerliche Verhandlungen seines vorgesetzten Superintendenten mit Weingart ausgefüllt worden. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten des Prozesses und wird auch von dem Landeskonsistorium in seinem Erkenntnis (dem zweiten also) ausdrücklich als Unterlassung festgestellt, daß der Superintendent Nichts gethan hat, „den Angeschuldigten auf den rechten Weg zu weisen." Wäre hierin ordentlich verfahren worden, so wäre uns das Aergernis dieses Prozesses vielleicht erspart geblieben. — Hier liegt rein kirchlich angesehen die wundeste Stelle des Prozesses.

*) Gemeint ist nichts Andres als das Synodalreferat selbst.

Siebentens. Strafmildernd ist für die erste Instanz namentlich in Betracht gekommen, „daß die Persönlichkeit des Angeschuldigten sein Suchen nach der göttlichen Wahrheit klar erkennen läßt, daß seine Predigten als solche seine religiöse Wärme, seine geistliche Begabung, die Gabe erbaulicher Predigt mannigfach erkennen lassen", daß er „sich die Liebe und Anhänglichkeit der Gemeinde in selten hohem Maße erworben" u. s. w. Wichtig bleibt diese Anerkennung gewiß für das letzte Urteil über den ganzen Prozeß. Aber es handelt sich für uns nicht um Weingarts Person, um die besondern Osnabrücker Verhältnisse u. dgl. Sonst müßten wir z. B. auch sagen, wie manches an Weingarts öffentlicher Rede in Osnabrück nach seiner Heimkehr vom zweiten Prozeß — am 17. November — uns mißfallen hat. Der Fall liegt rein: wir haben es mit Entscheidungen zu thun, bei denen man von der Person des Mannes, der den Anlaß dazu gab, vollkommen absehen darf. Und in diesem Sinne wollen wir nun auch über den zweiten Gang des Prozesses uns eine Meinung erlauben. R

Die erste Kirchweihe

in Folge der evangelischen Bewegung in Oesterreich

Es war ein trübkalter Sonntagmorgen, als ich am 17. Dezember von Halle nach Böhmen fuhr. In Pirna stieg ein Studienfreund ein, den ich seit elf Jahren nicht gesehen hatte, und wir entdeckten bald, daß unsre Reise denselben Zweck hatte, nämlich der Einweihung der Kapelle in Turn bei Teplitz beizuwohnen, der ersten, die in Folge der sogenannten Los von Rom-Bewegung gebaut worden ist.

Schon früher gab es dort etwa 300 Protestanten, die nach Teplitz eingepfarrt waren; innerhalb des letzten Jahres sind zu ihnen gegen 500 neu übergetretene hinzugekommen — eine größre Zahl als in irgend einer andern evangelischen Gemeinde in Oesterreich, ausgenommen Wien. Ja im Grunde ist bereits der ganze Ort evangelisch gesinnt und von der römischen Kirche selbst, wie versichert wird, verloren gegeben. Der seit elf Jahren bestehende katholische Kirchbauverein kann sich in der That wieder auflösen, nachdem er von dem evangelischen in einem Jahr überflügelt worden ist.

Das stand nämlich den Turnern von Anfang an fest und beweist am besten den Ernst ihrer evangelischen Ueberzeugung, daß sie eine eigne Gemeinde bilden und eine eigne Kirche bauen müßten. Ihre Sammlungen im Orte selbst und in Deutschland hatten auch solchen Erfolg, daß bereits am 14. Oktober zur Grundsteinlegung einer schönen, auf 200 000 Mark*) veranschlagten Kirche geschritten werden konnte. Aber bis zu ihrer Vollendung werden noch zwei bis drei Jahre vergehen, und so lange konnte sich die immer mehr anwachsende Gemeinde mit dem bisher benutzten Betsaal unmöglich behelfen. Man entschloß sich daher zur Errichtung einer Notkirche, die in wenigen Wochen aufgebaut war und nun am dritten Advent unter allgemeiner Beteiligung eingeweiht werden konnte.

Schon auf dem Wege vom Bahnhof begrüßten uns allenthalben die schwarzrotgoldnen Fahnen, am Ende der Stange mit kleinen Fichtenbäumchen verziert. Und als wir in die Nähe

*) Das ist viel Geld, und ein österreichischer Pfarrer hat in Nr. 52, Sp. 1240 mit Recht darauf hingewiesen, daß Nachfolge in diesem Stile vom Uebel wäre. Aber man darf wohl diese Kraftprobe eines selbstgewissen, opferwilligen und zukunftsfreudigen Protestantismus in Turn mit besonderm Maßstabe messen. Und so sei der Kirchbau in Turn unsern Lesern hiermit ans Herz gelegt. D H

des Kirchleins kamen, da umdrängten es schon eine Stunde vor Beginn der Feier Hunderte von Männern und Frauen, die zum Teil stundenweit gekommen waren, um an dem Gottesdienst und Familienabend teil zu nehmen.

Die Mitglieder des Kirchbauvereins versammelten sich unterdes im „goldnen Kreuz," jeden Neueintretenden mit vielstimmigem fröhlichen „Heil" begrüßend und begaben sich dann in langem Zuge nach der hellerleuchteten Kapelle. Sie war freilich eigentlich schon voll, aber schließlich fanden wir doch noch alle Platz, wenngleich nur die Wenigsten sitzen konnten. Die 300 Stühle, die aus Wien kommen sollten, waren nämlich schließlich ausgeblieben; aber darüber hatten sich die Turner von vornherein damit getröstet, daß sie sagten: Dees macht halt nix; da gehn desto mehr rein. Und so nahmen denn an der Einweihungsfeier nicht nur 300 Personen teil, die die Kirche eigentlich fassen soll, sondern 7 bis 800 aus allen Ständen, mindestens ebenso viel Männer als Frauen. Rechts und links vom Altar hatte die Feuerwehr und Schützengesellschaft Aufstellung genommen; gegenüber saßen einige Herrn vom Teplitzer Presbyterium, der Vertreter des Kreises im Reichsrat, der bekannte Abgeordnete Wolf, der ja auch zum Protestantismus übergetreten ist, und die Vertreter der Behörden und Vereine — darunter natürlich auch manche Katholiken. Selbst die Treppen zur Empore waren mit Andächtigen besetzt, und Hunderte, die später kamen, mußten unverrichteter Dinge wieder umkehren.

Die Kapelle, im Stil der norwegischen Blockkirchen erbaut, macht mit ihren weißgetünchten Holzwänden und mattgrün abgesetzten Balken einen ungemein freundlichen Eindruck. Der Altar steht etwas erhöht in einem chorähnlichen Anbau, über dem sich der breite Turm mit einem hochragenden Kreuz erhebt. Links davon ist eine kleine Sakristei, von der einige Stufen zur Kanzel führen; gegenüber das Lesepult. Am andern Ende des Schiffs ist eine Empore angebracht, auf der der „Weckruf," das schöne Harmonium aus dem alten Betsaal, das aber auch die Kirche ganz gut füllt, seinen Platz gefunden hat; von der durch reiches Balkenwerk gestützten Decke hängt ein zierlicher schmiedeeiserner Kronleuchter für elektrisches Licht herab, wie die Armleuchter an den Wänden und die dreiarmigen Standleuchter zu beiden Seiten des Altars von dem Vorsitzenden des Kirchbauvereins, einem kunstverständigen Schlossermeister, entworfen und ausgeführt. Sonst ist natürlich Alles einfach, aber würdig gehalten; kostet doch die ganze Kirche auch noch nicht einmal 6000 Gulden.

Die Einweihungsfeier selbst begann mit einem prächtigen Präludium des „Weckruf," dem als Eingangslied Albert Knapps Kirchweihhymne folgte:

> Steig auf, du Lied, im höhern Chor,
> Ihr Herzen, wallet mit empor
> In heißen Dankesweisen;
> Kommt, Ihn, der seines Volks gedenkt,
> Ihn, der uns einen Tempel schenkt,
> Zu lieben und zu preisen.

Dann hielt der greise Pfarrer von Teplitz als Vertreter des Superintendenten die echt evangelische Weiherede. Als er das Weihegebet sprach, da ließ auch die schöne Glocke zum ersten Mal ihre eherne Stimme erschallen, beinah zu mächtig in dem hölzernen Bau, aber weithin dringend und allenthalben verkündigend, daß nun in Turn eine evangelische Kirche erstanden ist.

Es folgte die Liturgie, aus passend gewählten Sprüchen bestehend, die Verlesung des Sonntagsevangeliums von der Sendung des Täufers zu Jesu Matth. 11, 2—10, der Vortrag des Beethovenschen „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" durch den Turner Männergesangverein. Nun wurde zum ersten Mal in der neuen Kirche das alte Lutherlied angestimmt, das auch unsre österreichischen Brüder so lieb gewonnen haben und mit einer Begeisterung singen, wie man sie bei uns selten findet: Ein feste Burg ist unser Gott. Der bisherige Sekretär des Kirchbauvereins und künftige Pfarrer von Turn gab dieser Glaubenszuversicht in einer gewaltigen Predigt über Matth. 9, 35—38 Ausdruck, in der er als den Doppelruf dieser Notkirche bezeichnete: 1) Eins ist not! Der lebendige Christus laßt uns als Deutsche ihn ergreifen; 2) Vieles ist not dem Volk; laßt uns als Evangelische ihm helfen. Eine kirchliche Not, so führte er das etwa des Näheren aus, hat zu diesem Kirchbau geführt; aber hinter ihr steht eine religiöse Not. Wir brauchen Christus; denn nur er kann uns helfen, dem Einzelnen und dem ganzen Volk. Auch mit diesem wird es nicht besser, wenn wir nicht überall christliche Charaktere bekommen. Insofern ist Christus der größte Volksmann, dem auch wir nachfolgen müssen; denn die Ernte ist groß und noch sind der Arbeiter wenige.

Die Gemeinde antwortete mit dem Vers: Das Wort sie sollen lassen stahn. Nochmaliger Chorgesang und Schlußliturgie, sowie das deutsche Tedeum Rinckarts schlossen die erhebende Feier. Wie sie Alle ergriffen hatte, war deutlich auf den Gesichtern zu lesen und aus manchem Gespräch zu entnehmen, das bei dem zwanglosen Zusammensein nach dem Gottesdienst geführt wurde.

Aber lange konnten wir nicht so beisammen sitzen; denn um acht Uhr sollte im „Bundesheim" der Familienabend beginnen, und meine Turner Freunde rieten, sich bei Zeiten einen Platz zu suchen. In der That war der große Saal schon vor Beginn der Feier bis auf den letzten Platz gefüllt, so daß die später Eintreffenden überhaupt nicht mehr unterkommen konnten. Und hier merkte man nun noch deutlicher, wie tiefe Wurzeln diese evangelische Bewegung geschlagen hat und mit welcher Begeisterung die Uebergetretnen an ihrem Glauben hängen. Allerdings gilt diese ja ebenso ihrer nationalen Sache — aber das werden ihnen wenigstens die Leser der Christlichen Welt hoffentlich in keiner Weise verdenken. Denn im Grunde wird doch Beides auseinandergehalten, auch wenn es äußerlich verbunden ist. Und so begann denn auch dieser Familienabend mit dem „Bundesmarsch", von allen Anwesenden durch Heilrufe und Händeklatschen begleitet; dann aber folgten auch mancherlei religiöse Ansprachen, namentlich ein trefflicher Vortrag meines Studienfreundes über die kulturgeschichtliche Bedeutung des Protestantismus und des Katholizismus. Ich selbst durfte die Grüße des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes und des Ausschusses für die österreichische Bewegung überbringen; Andre hatten wenigstens telegraphische und schriftliche Glückwünsche gesandt. Treffliche musikalische Darbietungen wechselten mit passenden Deklamationen ab: kurz es war ein echter deutsch-evangelischer Familienabend, an dem sich die Einzelnen wirklich persönlich näher kamen. Leider mußte ich schon um Mitternacht die Rückreise wieder antreten, zunächst mit andern Festteilnehmern zusammen, mit denen ich, ungenierter als man es sonst im Coupee zu thun pflegt, meine Eindrücke austauschte, und dann wenigstens in Gedanken mit der großartigen Bewegung beschäftigt: hat sie auch kaum irgendwo sonst so mächtig wie in Turn eingesetzt, wird sie doch auch anderwärts sich immer mehr ausbreiten.

C Clemen

Dienstbotennot

2

Wir haben gesehen, daß die Erhaltung des Berufsstandes der häuslichen Dienstboten in größerem Umfang, die Fernhaltung amerikanischer Zustände auf diesem Gebiet, im allseitigen Interesse liegt. Sie ist aber, wie oben schon ausgesprochen, in unserer Zeit nur möglich, wenn die Dienstherrschaft das Verhältnis als ein nicht nur geschäftliches sondern zugleich persönliches auffaßt und hiernach handelt.*) Ein solches Handeln wird in der Regel trotz aller entgegenstehenden Zeitströmungen

*) Man wird es verstehen, daß der Verfasser in einer für die Christliche Welt bestimmten Erörterung die Pflichten und Versäumnisse der Dienstherrschaft betont; schriebe er für ein vorzugsweise von Dienstboten gelesenes Blatt, so würde er die andere Seite der Sache in den Vordergrund stellen.

und vorkommender Verhetzungen auf die Dienstboten wirken und Eindruck machen. Es ist notwendig, bei diesem Punkt einen Augenblick zu verweilen und die praktischen Einzelfragen zu berühren, die sich hier aufwerfen.

Die hier von uns gekennzeichnete verkehrte Auffassung des Verhältnisses seitens der Dienstherrschaften hat gewisse Einrichtungen und Gewohnheiten des modernen Lebens gezeitigt, die für die Dienstboten, insbesondere für junge Dienstmädchen, geradezu verhängnisvoll sind. Jede Familie, die ein junges Mädchen, gleichviel in welcher Stellung, in ihre Häuslichkeit aufnimmt, sollte doch als erste und selbstverständliche Pflicht ansehen, es gegen Verführung zur Unsittlichkeit und gegen Angriffe auf seine Ehre so viel wie möglich zu schützen. Das Bewußtsein von dieser Verpflichtung ist aber bei der Mehrzahl der Dienstherrschaften erloschen. Im heutigen großstädtischen Miethause schläft kaum ein Dienstmädchen, die Kindermädchen ausgenommen, in der durch die Etagen-Thür abgegrenzten Wohnung ihrer Herrschaft; Bau und Einrichtung sind von vornherein darauf angelegt, daß die Dienstboten (auch die etwa vorhandenen männlichen, insbesondere die Militärburschen) auf dem Hausboden, in oft schlecht verwahrten Dachkammern oder Bretterverschlägen, schlafen, ohne jede Aufsicht und Kontrole seitens der Herrschaft. Unter der oft großen Zahl werden meist Einzelne sein, die bedenkliche Beziehungen unterhalten, womit dann alle Uebrigen Versuchungen und Angriffen aller Art ausgesetzt sind; die Unschuld zahlreicher junger Mädchen fällt ständig diesen unseligen Wohnungsverhältnissen zum Opfer. Es ist für die einzelne Familie, welche die Verantwortung für diesen unwürdigen Zustand fühlt, schwer und nur mit erheblichen Opfern möglich, die eigenen Dienstboten anders unterzubringen, da wie gesagt ein Schlafraum für sie innerhalb der Familienwohnung bei Erbauung des Hauses nicht vorgesehen ist. Hat eine allgemein verbreitete Unsitte sich zu fehlerhaften ständigen Einrichtungen verdichtet, dann ist wohl die Verantwortung des Einzelnen, der sich ihr nicht mehr zu entziehen vermag, eine geminderte; die Verantwortung der Gesammtheit aber, insbesondere aller derer, die auf das öffentliche und das Verkehrsleben einen Einfluß auszuüben vermögen, bleibt dieselbe. Wir Alle sind verpflichtet, das hier berührte Unwesen in jeder Weise zu bekämpfen. Die Familien mögen bei Wahl der Wohnung in erster Linie nicht, wie es nur zu oft geschieht, prunkhafte Gesellschaftsräume, sondern die nötige Zahl weiter und gesunder Schlafzimmer wie für sich selber so auch für ihre Dienstboten innerhalb der eigenen Wohnung beanspruchen — dann werden allmählich die Unternehmer diese Ansprüche schon beim Bau zu berücksichtigen genötigt sein. Daneben aber wollen wir nicht versäumen, in der Presse und in öffentlichen Versammlungen immer wieder das öffentliche Gewissen in diesem wichtigen Punkt wach zu rufen, das Bewußtsein von der vollendeten Unsittlichkeit des bestehenden Zustandes und der solidarischen Verantwortung der besitzenden Stände für ihn zu schärfen.

Die Zuweisung ungeeigneter Schlafstellen an so viele Dienstmädchen ist freilich nur eine Aeußerung, vielleicht die krasseste, der verhängnisvollen Auffassung, die das Verhältnis als ein rein geschäftliches ansieht. Wer den Dienstboten als vollberechtigtes, wenn auch dienendes, Glied des Hauses achtet, wird ihm nicht nur angemessene Wohnung und Kost gewähren und jedes Uebermaß in den Arbeits-Anforderungen vermeiden, sondern es wird auch in allen persönlichen Berührungen ein Ton durchklingen, der dem Dienenden sagt, daß die Herrschaft Anteil nimmt an seinem Ergehen. Das freundliche Wort ist natürlich ohne Wirkung, wenn ihm die That nicht entspricht; aber ebenso wahr ist es, daß auch eine gerechte und wohlmeinende Behandlung kein Vertrauensverhältnis zu begründen vermag, wenn in den persönlichen Begegnungen ein schroffer oder auch ein ganz gleichgiltiger Ton herrscht. Durchweg werden auch die Dienstherrschaften sich gewöhnen müssen, auf den neuerwachten Trieb zu größerer Selbständigkeit und auf das gesteigerte Ehrgefühl der Dienenden mehr Rücksicht zu nehmen, als in früherer Zeit üblich war. Im übrigen lassen sich natürlich Regeln, die für alle Fälle zuträfen, nicht aufstellen. Ganz jungen Mädchen gegenüber, die von den Eltern ihr anvertraut sind, wird die Hausfrau zu deren eigenem Besten eine mütterliche Autorität beanspruchen und zur Geltung bringen. Sie wird sie nicht nur zur Arbeit erziehen, sondern sich auch um die Verwendung ihrer freien Stunden, um ihre Lektüre u. s. w. kümmern, kurz einen Einfluß auf ihre geistige und sittliche Entwicklung zu gewinnen versuchen. Dagegen wird älteren Mädchen gegenüber, je nach dem Maß von deren Reife und Selbständigkeit, das Wohlwollen der Hausfrau in anderer Form sich äußern. Sie wird es vermeiden, sich zu auffallend in ihre persönliche Angelegenheiten zu mischen, wird das Drückende, das für ältere Personen mit dem Dienstverhältnis so leicht verknüpft ist, dadurch zu mildern suchen, daß sie bewährten Dienerinnen ein möglichst großes Maß von Selbständigkeit und Vertrauen gewährt, und wird da, wo sie zurechtweisen und tadeln muß, hierfür eine schonende Form finden.

Auch das Maß des Hineinziehens der Dienstboten in das Leben der Familie wird je nach den Persönlichkeiten ein ganz verschiedenes sein; ihr Lebensalter, ihr Charakter, ihre Bildungsstufe, die Zeit, die sie schon dem Hause angehören, das Entgegenkommen, das sie selber einer persönlichen Annäherung gegenüber zeigen — das alles sind Faktoren, die hier mitsprechen. Es versteht sich von selber, daß trennende Unterschiede, die in den Menschen selber, ihrer Erziehung und Bildung, ihren Lebensinteressen gegeben sind, weder ignoriert noch gewaltsam überbrückt werden können. Die bestehende gesellschaftliche Gliederung kann durchaus anerkannt und aufrecht erhalten, aber unbeschadet ihres Bestehens eine menschliche Anknüpfung gesucht und gefunden werden.

Nun ist hier freilich nicht zu verkennen, daß Verschiedenheit der intellektuellen Bildung und der äußeren Lebensformen, je höher geistig oder gesellschaftlich die Herrschaft steht, auf ihr Verhältnis zu den Dienstboten eine trennende Wirkung ausüben, die gemildert, aber auch beim besten Willen nicht beseitigt werden kann. Hier könnte und sollte nun die Religion eine Hilfe leisten, die sonst nirgendwoher kommen kann. Denn allein die Religion vermag, wo sie echt ist und das Leben des Hauses bestimmt, den einigenden und ausgleichenden Faktor abzugeben, dessen es in diesem Falle bedarf. In der Religion ist — wenigstens innerhalb der Grenzen evangelischen Christentums — der Kern für alle Menschen der gleiche, verschieden nur je nach der Bildungsstufe die in diesem Fall durchaus gleichgiltige Ausdrucksweise. Ein wirklich christliches Haus wird daher leichter mit den Dienstboten (insbesondere mit solchen, die aus Volkskreisen mit lebendiger christlicher Tradition hervorgegangen sind) eine lebendige Fühlung gewinnen als ein anderes; denn nicht nur ist in ihm eine Gesinnung wirksam, die dies zugleich erstrebt und erleichtert, sondern es hat auch mit ihnen einen weit größeren gemeinsamen Besitz geistiger Güter, der die Anknüpfung erleichtert. Wo echte christliche Gesinnung zu Grunde liegt, werden dann auch die Aeußerungen christlicher Sitte: der Besuch der Gottesdienste durch die Hausgenossen, die Teilnahme an den Hausandachten und Aehnliches, auf die Dienenden fördernd wirken und zugleich dazu beitragen, eine wirkliche persönliche Gemeinschaft zwischen beiden Teilen herzustellen. Wo dagegen von den Herrschaften ohne eigene geläuterte Frömmigkeit, ohne warme menschliche Anteilnahme an der Person der Dienstboten, eine Einwirkung auf deren religiöse Bethätigung versucht wird — sei es in guter Meinung, um sie für die christliche Sitte, an der man selber äußerlich festhält, zu gewinnen, oder gar in der mehr oder weniger bewußten pädagogischen Absicht, sie dadurch gefügiger und arbeitstüchtiger zu machen — da wird nicht nur kein positiver Erfolg eintreten, sondern es wird häufig damit den Dienstboten das, was sie noch an Religion besaßen, verdorben und verleidet werden.

Für die hier entwickelte Anschauung, welche die engere Verbindung der Dienstboten mit dem Hause, mit der Familie, zu erhalten oder wiederherzustellen wünscht, kann die Stellung zu der neuerdings namentlich in Berlin sich ausbreitenden und von der sozialdemokratischen Partei geförderten Bewegung, die eine berufsständische Organisation der häuslichen Dienstboten

behufs Aufnahme des Klassenkampfs anstrebt, nicht zweifelhaft sein. Wir glauben nicht, daß diese Agitation, die den Gegensatz der Interessen ihrer Genossen zu denen der Dienstherrschaft in den Vordergrund stellt und (gleich so vielen Dienstherrschaften) das gegenseitige Verhältnis als ein rein geschäftliches behandelt, ein für die Beteiligten ersprießliches Ergebnis haben werde. Der fundamentale Unterschied der hier versuchten Organisation von jener der gewerblichen Lohnarbeiter, die unzweifelhaft berechtigt und notwendig ist, liegt auf der Hand. Der Stand der Dienstboten ist für die größte Zahl seiner Angehörigen kein Lebensberuf; sie gehören ihm vielmehr nur in jüngeren Jahren an, in denen ihnen innere Reife und Selbständigkeit abgehen, also gerade die Eigenschaften, welche die Selbstverwaltung einer genossenschaftlichen Organisation erheischt. Der Hauptpunkt aber ist der, daß — wie ausgeführt — das Verhältnis zur Dienstherrschaft, um für die Dienstboten selber befriedigend, ja erträglich zu sein, kein rein geschäftliches bleiben darf, vielmehr ein persönliches werden muß, was durch eine den Gegensatz der beiderseitigen Interessen pflegende Organisation unmöglich gemacht wird. Die neue Bewegung ist somit keine erfreuliche oder aussichtsvolle Erscheinung, wohl aber ein sehr ernstes und beachtenswertes Symptom. Sie ist die ganz naturgemäße Frucht der Anschauung, welche das Verhältnis von Herrschaften und Dienstboten als ein rein geschäftliches betrachtet und behandelt; mit der Ausscheidung des persönlichen Elements tritt der Widerstreit der Interessen und damit der Klassen-Gegensatz in den Vordergrund; daraus folgen unvermeidlich die Versuche einer Kampf-Organisation, die aus den angegebenen Gründen kaum irgend eine positive Förderung der Wohlfahrt der Beteiligten, wohl aber eine fortschreitende Verschärfung des bestehenden Gegensatzes mit sich bringen werden.

So enthält denn auch diese neueste Erscheinung die Mahnung an die Dienstherrschaften, unbekümmert um etwaige Zurückweisungen und Enttäuschungen, ein persönliches Verhältnis zu ihren Dienstboten zu suchen und zu pflegen, persönliches Wohlwollen ihnen zu erweisen, sie als Glieder des Hauses zu behandeln, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist. Nächstenliebe soll das oberste Kennzeichen einer christlichen Gesellschaft sein. Wer ist aber, nach denen, die durch die Bande des Bluts uns angehören, in gleichem Maß unser „Nächster" wie diejenigen, die einen langen Zeitraum hindurch mit uns leben, ihre ganze Existenz unserm Dienst widmen? Hier ist uns Allen eine Aufgabe gestellt; wir wollen nicht müde und nicht irre daran werden, auch wenn Dank und Erfolg oft lange ausbleiben.

Friedrich von Oertzen

Ruskins Lebensweisheit

Es ist in unsern Tagen beinahe gefährlich, aber eben deshalb höchst notwendig, an das zu erinnern, was wir England verdanken. Mögen wir uns politisch noch so sehr als Gegner des stammverwandten Volkes fühlen; auf religiösem und ethischem Gebiete müssen wir noch unendlich Vieles von ihm lernen. Da dringt zu rechter Zeit die Stimme eines Mannes über den Kanal herüber, der als Prophet einer praktischen Religion und Moral ebenbürtig neben Männern wie Kingsley und Carlyle steht: die Stimme John Ruskins. Bei uns ist er noch verhältnismäßig wenig bekannt, obwohl schon mehrere seiner Schriften eine deutsche Uebersetzung gefunden haben; und wo man ihn kennt, da kennt man ihn doch nur als Kunstkritiker oder Aesthetiker. Nun ist neuerdings in Straßburg bei Heitz und Mündel ein Buch erschienen, das vielleicht besser als die bisherigen Uebertragungen geeignet ist, ihm als Ethiker Freunde zu gewinnen: Aphorismen zur Lebensweisheit. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. 180 S. Gebunden 2,50 Mk. Mehr als eine ausführliche Besprechung dürfte dem Werkchen der Abdruck einiger Stellen nützen, die das Leben der Religion näher berühren. Mögen sie wenigstens einen Hauch von dem eigentümlich rauhen und nüchternen, aber doch aus der Tiefe quellenden Geiste spüren lassen, der in Ruskins Lebensweisheit weht! Mögen sie auf das Studium des Buches selbst hinleiten, und von diesem Buche aus vielleicht zu andern, die auf den letzten Blättern genannt sind (Wege zur Kunst; Was wir lieben und pflegen müssen; Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen).

Auf die englischen Originale zurückzugehen, können wir deshalb nicht empfehlen, weil ihr Preis dank den besonderen Anschauungen des Verfassers über diesen Punkt selbst in dem reichen und kauflustigen England berüchtigt ist. Erst nach dem Tode des hochbetagten Mannes dürfte sich das ändern und damit die Verbreitung seiner Bücher einen gewaltigen Aufschwung nehmen.

*

Wer jemals sein Evangelium aufmerksam gelesen hat, mag manchmal erstaunt über den Sinn der Worte nachgedacht haben: Wer da redet ein Wort über des Menschen Sohn, dem soll vergeben werden, wer aber über den heiligen Geist lästert, dem soll nicht vergeben werden. Die Stelle mag Bedeutungen haben, die ich nicht kenne; doch bin ich mir einer klar bewußt, und über diese spreche ich mich gerade so frei aus, als ob ich einen Homerischen Vers vor mir hätte.

Wer noch zur Kirche geht, legt täglich sein Glaubensbekenntnis ab, an das er, wie dies vermutlich oft der Fall ist, von Tag zu Tag weniger glaubt. Er mag aufhören an zwei Sätze zu glauben, und ihm mag, zugegeben das Christentum sei wahr, dennoch vergeben werden. Zuvörderst bekennt er seinen Glauben an den allmächtigen Vater. Wohlan, er mag die Empfindung für jene Vaterschaft verlieren, aber ihm mag vergeben werden. Dann bekennt er seinen Glauben an einen Heiland. Er mag die Empfindung für die göttliche Abkunft des Sohnes verlieren, aber ihm mag dennoch vergeben werden. Aber wer, der es wagte, den dritten Glaubenssatz aufzugeben: Ich glaube an den heiligen Geist, den Allerhalter und Lebensspender! Man verleugne ihn, und unser Wesen wird zum Staube erniedrigt, wird vom Winde einhergetrieben, und die Elemente der Verwesung durchdringen unser innerstes Herz und unsre Seele.

Die ganze Natur mit einstimmiger Herrlichkeit ist geschaffen, damit sie uns Ehrfurcht lehre vor dem vom Vater der Geister uns zugeteilten Leben. Der Gesang des Vogels und sein Gefieder, der Duft der Blume, ihre Farbenpracht, ja deren bloßes Dasein stehen in unmittelbarer Beziehung zum Geheimnisse des uns gemeinsam verliehenen Lebens, und alle Kräfte und alle Künste der Menschen werden bemessen nach der Ehrfurcht, die sie vor der Flamme der Liebe und der Reinheit hegen, mit der sie sie hüten, denn diese allein sind ihre Stützen. (10 f.)

*

Bedenke man den Zeitaufwand und die Gemütserschütterungen, die während der letzten sechs Jahrhunderte weichherzige und schwache Frauen vergeudeten, die sich unter dem Einflusse einer solchen Bilderwelt den längst vergangnen körperlichen Schmerz eines Wesens ausmalten, der, insofern sie wirklich glaubten, daß eine göttliche Natur ihn ertrug, darum nicht schwerer zu ertragen war als der Todesschmerz eines durch die Tortur Gestorbnen. Dann stelle man sich vor, wie viel besser es mit menschlicher Gerechtigkeit und Glückseligkeit stehen könnte, hätte man die Frauen über den tiefen Sinn der letzten Worte aufgeklärt, die der Meister an jene richtete, die ihm Handreichung thaten von ihrer Habe: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern beweinet euch und eure Kinder! Hätte man sie nur gelehrt, ihre Gedanken bei den Greuelthaten des Schlachtfeldes mitleidsvoll verweilen zu lassen und bei den langsam schleichenden Todesqualen verhungernder Kinder und bei dem zusammenbrechenden Alter und bei den unzähligen durch jene Schlachten trostlos Zurückgelassenen — ja hätte man sie nur gelehrt, ihre Gedanken in unsrer Zeit des Friedens mitleidsvoll auf die Todesqualen der Verwahrlosten, Ungebildeten und Hilflosen zu lenken, die am Grabesrand erst gewahr werden, wie sie hätten leben sollen, und auf die schlimme Pein jener, für die das Leben und nicht sein Ende der Tod ist, und auf jene, für die die Wiege ein Fluch ist, und die nie einen andern Segen empfingen als die Worte, die sie nicht hören können: Von Staub zu Staub! — Ihr, die ihr gern schmachtend zu Seinen Füßen stehen wollt: diese Armen habt ihr allzeit unter euch! Ihn aber nicht. (25 f.)

*

Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß ein wahrhaftig religiöses Wesen oder eine reine Moralität unter irgend einer Volksklasse bestehen kann, die nicht mit ihren Händen um ihr Brot arbeitet. (176 f.)

*

Da alle Menschen, die bis jetzt auf Erden gelebt, an die Herrschaft eines erhabnen Geistes geglaubt und ihre edeln Thaten kraft ihres Glaubens und ihrer höhern Zuversicht vollbracht haben, so ist schließlich die Geschichte dieser Menschen die ihres Glaubens, und das Hauptziel der intellektuellen Erziehung wird darauf ausgehen müssen, das, was in solchen Glaubensbekenntnissen unmenschlich und deshalb vergänglich ist, von dem zu sondern, was menschlich und für Menschen ewig wahr ist. (179)

Horst Stephan

Ein interessanter Briefwechsel

1

Herrn Dr. Max Nordau

Neuilly, den 31. Oktober 1899

Lieber und mutiger Vorkämpfer Israels!

Weil ich fest an die Zukunft des jüdischen Volkes glaube, weil ich beständig an seine Prüfungen und noch mehr an seine Pflichten denke, und weil Sie in der Krisis, die dieses Volk in seiner Ausnahmsstellung gegenwärtig durchmacht, einer seiner intelligentesten, mutigsten und einflußreichsten Vertreter sind, wage ich es, mich an Sie zu wenden.

In dem abscheulichen antisemitischen Feldzug, der die Schande Frankreichs und Europas ist, hat man den Juden unsrer Zeit die Verantwortung auferlegt für das vor mehr als 1800 Jahren vergossene Blut Jesu. Man hat sie haftbar gemacht für das Todesurteil, das der Haß einer klerikalen Partei der Schwäche einer römischen Behörde abgerungen hat, und man hat nicht sehen wollen, daß außer dem zugunsten des Barabbas aufgewiegelten Pöbel der größte Teil des Volkes einer so gräßlichen Ungerechtigkeit fremd, ja feindlich gegenüberstand.

Unter dem Vorwand, sie zu sühnen, haben die Antisemiten diese Ungerechtigkeit einfach wiederholt. Sie machten Alfred Dreyfus zur Personifikation seiner so lange und grausam verfolgten Rasse, die Jesaja einst geschaut hat als den „Mann der Schmerzen"; und sie haben ihm eine Strafe auferlegt, die schrecklicher ist als der Tod. Lebendig begraben ist der Gerechte nach fünf Jahren wie durch ein Wunder aus dem Grabe hervorgegangen und ist heute Gegenstand der Bewunderung, ich hätte fast gesagt, — der Verehrung (culte!) in der ganzen Welt.*)

Aber das offizielle Frankreich — es giebt Gott Lob noch ein anderes Frankreich, ich weiß es — das ihn zweimal gegen alle Gerechtigkeit verurteilt hat, weigert sich hartnäckig, ihn und damit sich selbst wieder zu Ehren zu bringen. Der offizielle Jude hat einst gegen Jesus ebenso gehandelt. So möge jetzt Israel Frankreich nach dem schlechten Beispiel ein gutes geben! Zwar vor dem Gewissen des Menschengeschlechts hat weder Alfred Dreyfus und noch weniger Jesus von Nazareth eine gesetzliche Rehabilitierung nötig, aber es ist Pflicht zweier großen Nationen, der Ihrigen und der unsrigen, das in ihrem Namen gefällte Urteil zu zerreißen.

Es handelt sich dabei nicht um eine dogmatische Erklärung über den Beruf und die Person Jesu Christi. Ueber diesen Punkt würden wohl die Juden heutzutage sich ebenso wenig verständigen wie die Christen. Es handelt sich einzig und allein darum, das Unrecht des Kaiphas und des Pilatus wieder gut zu machen.

Glauben Sie nicht, wie ich, daß die Stunde gekommen ist, die große Revision vorzunehmen, die des Prozesses von Jerusalem, und Jesus, den großen Juden, bei seinem Volk wieder in seine Ehren einzusetzen?

Dann wird die Stunde des Antisemitismus geschlagen haben, und Gott wird Israel segnen!

Hyacinthe Loyson

2

Herrn Hyacinthe Loyson (Pater Hyacinthe)

Paris, den 3. November 1899

Lieber und verehrter Pater!

Ihr ergreifender Brief macht mich in keiner Weise verlegen. Ich kann ihn aber nur für mich selbst beantworten, da ich keinen Beruf habe, dies im Namen meiner jüdischen Brüder zu thun. Doch werde ich Ihnen mit allem Freimut antworten.

*) Vergl. unsern Artikel „Dreyfus — der Heiland der Zukunft" in Nr. 46 v. J. D H

Ich habe nicht die Frage zu erörtern, ob Jesus eine geschichtliche Persönlichkeit ist oder eine sagenhafte Synthese mehrerer Personen, oder sogar einfach eine mythische Verkörperung der Gedanken und Gefühle jener Zeit, in welche die Ueberlieferung sein Leben verlegt. Jedenfalls ist der, dessen Bild wir aus der Erzählung der Synoptiker verschwommen erkennen, eine typische, ideal-jüdische Gestalt. Er beobachtet das Gesetz. Er lehrt die Moral Hillels: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Er beschäftigt sich beständig mit ewigen Dingen. Er fühlt sich in geistiger Gemeinschaft mit Gott. Er verachtet das Sterbliche an seinem Wesen und alle Zufälligkeiten des Erdenlebens. Lauter Züge, welche die besten Juden aus der Zeit der römischen Eroberung, besonders die Essener, charakterisieren. Wie sein Ursprung und seine sittliche Physiognomie, so ist auch die Sprache Jesu durchaus jüdisch. Für jedes seiner Gleichnisse können wir eine oder mehrere Parallelstellen aus dem Talmud anführen. Sein Gebet, das schönste, das ein Gläubiger je gefunden hat, ist der Inbegriff der jüdischen Gedanken über die Beziehungen zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer. Die Bergpredigt ist die Quintessenz der rabbinischen Ethik: ihre Bilder und Vergleichungen sind den Rabbinern geläufig.

Jesus ist Seele von unsrer Seele, wie er Fleisch ist von unserm Fleisch. Wer könnte also daran denken, ihn aus dem Volk Israel auszuschließen? Sankt Peter wird der einzige Jude bleiben, der von dem Nachkommen Davids gesagt hat: „ich kenne diesen Menschen nicht."

Wenn die Juden bis jetzt der erhabenen sittlichen Schönheit der Gestalt Jesu nicht öffentlich die Ehre gegeben haben, so ist der Grund darin zu suchen, daß ihre Peiniger sie immer in seinem Namen verfolgt, gemartert, gemordet haben. Die Juden haben von den Jüngern auf den Meister geschlossen. Das war ein Unrecht, aber verzeihlich für die ewigen Opfer des unversöhnlichen Hasses der sogenannten Christen. Jedesmal, wenn ein Jude auf die Quellen zurückgegangen ist und Christus ohne seine angeblichen Gläubigen betrachtet hat, hat er mit Bewunderung ausgerufen: „Messianischer Beruf beiseite — dieser Mann ist unser! Er ehrt unsere Rasse und wir nehmen ihn für uns in Anspruch, wie wir die Synoptiker als die Blüte der rein jüdischen Litteratur für uns in Anspruch nehmen."

Die Revision seines Prozesses? Sie ist schon lange vollzogen. Die gelehrtesten Kenner des jüdischen Kriminalrechts haben auf unwiderlegliche Weise bewiesen, daß der Prozeß Jesu, so wie ihn die Ueberlieferung darstellt, niemals vor einem jüdischen Gericht hat stattfinden können. Wenn Jesus zum Tode verurteilt worden ist, so ist es durch römische Richter geschehen, und kein dem Gesetze seines Volkes treuer Jude hat daran auch nur den geringsten Anteil haben können.

Vor einem jüdischen Gericht hätte Jesus niemals zum Kreuzestode verurteilt werden können, da diese Art der Hinrichtung durch das jüdische Gesetz gar nicht zugelassen ist, und er hätte niemals am Freitag, am Vorabend des Passahfestes, hingerichtet werden können, da das Gesetz jede Hinrichtung an einem solchen Tag streng verbietet.

Wenn die Juden Jesum nach dem Bericht der Ueberlieferung verurteilt hätten, würden sie eine Reihe von Verbrechen begangen haben, deren jedes nach dem jüdischen Gesetz die strengsten Strafen nach sich gezogen hätte. So ist gewiß, daß die ganze Geschichte des Prozesses Jesu nur ein Racheakt derer sein kann, die die Juden dafür strafen wollten, daß sie die göttliche Sendung Christi nicht anerkannt haben.

Und nun erlauben Sie mir noch, verehrter Pater, hinzuzufügen, daß Sie nach meiner Ueberzeugung sich einer Täuschung hingeben, wenn Sie glauben, daß die Antisemiten uns aus religiösen Gründen hassen und verfolgen. Wenn wir uns alle bis auf den letzten Mann taufen ließen, sie würden uns doch mit ihrem Haß verfolgen, so lange sie uns von den anderen Europäern unterscheiden könnten.

Ich fasse das Gesagte kurz zusammen:

Wir nehmen Jesum, seine Sittenlehre, seine Lebensanschauung und die Evangelien (außer dem des Johannes) für uns in Anspruch.

Wir haben keine Revision seines Prozesses einzuleiten, da Jesus nach dem jüdischen Gesetz niemals hätte zum Tode verurteilt und gekreuzigt werden können.

Aber wenn wir Alles thäten, um ein Verbrechen zu sühnen, das unsere Väter niemals haben begehen können, und für das, selbst wenn sie es begangen hätten, doch wir heute nicht verantwortlich wären — das würde Nichts ändern an der Gesinnung der Antisemiten.

Glauben Sie, verehrter Pater, an die vorzügliche Hochachtung Ihres ganz ergebenen

Dr. Max Nordau

3

Dieser Briefwechsel wurde im Pariser Siècle veröffentlicht. Er ist in Deutschland nicht so bekannt geworden, daß wir fürchten müßten, unsre Leser mit seiner Wiedergabe zu langweilen.

Eines Kommentars enthalten wir uns. Wo soll man anfangen, wo aufhören? Die Parallele zwischen Dreyfus und Christus ist um so widerlicher, als sie von einem Christen herrührt. Die Geschichtskenntnisse aber, die Herr Max Nordau aufweist, stellen ihn in eine Reihe mit Häckel und Thudichum. Daß unsre Gelehrten sich mit ihrer Kennzeichnung nicht abgeben, ist begreiflich. Dennoch sollen sie uns Anlaß sein, in unserm Blatte demnächst die historische Frage nach der Verurteilung Jesu ernsthafter zu beantworten, als Herr Nordau gethan hat. R

Verschiedenes

Altersversorgung der Berufsarbeiter der Inneren Mission. „Seit geraumer Zeit liegt uns die Aufgabe auf dem Gewissen, zur Altersversorgung der nur zu oft in ungünstigster Lage aus ihren Stellungen scheidenden Berufsarbeiter der Inneren Mission die uns etwa möglichen Schritte zu thun.“ So schrieb der Zentralausschuß für Innere Mission im Januar 1890 und veranlaßte sogleich eine Uebersicht über die Fälle, in denen bisher für die Altersversorgung der Berufsarbeiter Nichts oder nichts Ausreichendes gethan war. Bald kam man, unterstützt von sachkundiger Seite, zu der Ueberzeugung, daß die Begründung eines eignen Unternehmens unausführbar, vielmehr der Anschluß an bereits bestehende und bewährte Versicherungskassen zu empfehlen sei. Auch war zu beachten, inwieweit das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz mit seinen Pflichten und Rechten die Berufsarbeiter der Inneren Mission mit einschließe. Dies setzte voraus, daß die betreffenden Berufsarbeiter in einem persönlichen Abhängigkeitsverhältnis zu einer ihnen übergeordneten Stelle standen und ihre Beschäftigung nicht eine überwiegend höhere, ausschließlich geistige Thätigkeit war. Allen hiernach versicherungspflichtigen Berufsarbeitern empfahl der Zentralausschuß dringend, sich durch rechtzeitige Beschaffung einer Quittungskarte und Verwendung der Beitragsmarken die Anwartschaft auf eine dereinstige Alters- und Invalidenrente zu sichern. Im März 1895 ward dann der Pensionsverband der Berufsarbeiter der Inneren Mission gegründet, der bezweckt „eine Sicherstellung der Berufsarbeiter der Inneren Mission und deren Hinterbliebenen unter Benutzung der Einrichtungen des deutschen Privat-Beamtenvereins, insbesondre die Beschaffung von Pensionen im Alter und bei Erwerbsunfähigkeit, durch die Pensionskasse, wie die Bestellung von Witwenpensionen durch die Witwenkasse des genannten Vereins.“ Dieser Verband, dessen Vorsitzender Hofprediger Schniewind in Berlin ist, zählt jetzt 525 Mitglieder und bringt, teils aus eignen Mitteln teils mit Hilfe der anstellenden Vereine, rund 45 000 Mk. Versicherungsprämien auf. Da jedoch diese durch die geringen Gehälter beschränkte Selbstversicherung nicht genügt, um ausreichende Alters- und Witwenpensionen zu erreichen, ist zugleich der unter Bodelschwinghs Vorsitz stehende Unterstützungsverein des Pensionsverbandes der Berufsarbeiter der Innern Mission gegründet, der die Pensionen womöglich so weit erhöhen soll, daß von den Thüren der im Dienst ergrauten Berufsarbeiter und ihrer Hinterbliebnen jeder Mangel ferngehalten werde. Die Kasse des Unterstützungsvereins gewährt, natürlich nach Maßgabe der vorhandnen Mittel, den ältern Berufsarbeitern Beihilfen zur Aufbringung desjenigen einmaligen Beitrages, der notwendig ist, um ihnen wenigstens annähernd in derselben Weise wie den jüngern Berufsgenossen eine Sicherung ihrer Zukunft und der Zukunft der Ehefrauen durch Beteiligung an der Einrichtung des deutschen Privat-Beamtenvereins für Alters- und Invaliditätspension sowie für Witwenpension zu ermöglichen, auch zur Leistung des von ihnen wegen ihres vorgerückten Lebensalters geforderten zwei- oder dreiprozentigen Zuschlages zur Jahresprämie. Hiernach leistete der Verein bis 1898 einmalige Nachzahlungen in der Höhe von 17 000 Mk. und jährliche Zuschüsse in Höhe von 1700 Mk. Nimmt man die Zuschüsse aus den Unterstützungskassen der Einzelanstalten, sowie die Alters- und Invaliditätsrenten hinzu, so kann wohl gesagt werden, daß für alle Berufsarbeiter unter 60 Jahren für die Zeit des Alters und der Invalidität, sowie im Fall ihres Todes für ihre Witwen gesorgt ist. Um schließlich Aller zu gedenken, wird auch für die in den Pensionsverband nicht mehr aufnehmbaren mehr als sechzigjährigen Berufsarbeiter sowie für Sicherung der Berufsarbeiterinnen gesorgt. Zur Erlangung der Mittel bewilligte der Minister eine Haus-Kollekte, deren Betrag 1897 in fünf Provinzen etwa 60 000 Mk. war. In sechs andern Provinzen wurde 1899 die gleiche Kollekte gesammelt.

Zu diesen Feststellungen veranlaßte uns eine öffentliche Mitteilung, die einer unsrer Freunde und Mitarbeiter jüngst in Nr. 46 des Protestanten veröffentlicht hat. Es handelt sich da um den Fall, daß die Witwe eines Oekonomieverwalters der Diakonissenanstalt Kaiserswerth, die unter sehr mißlichen Verhältnissen zurückblieb, mit einer allzu kärglichen Pension abgefunden wurde. Dergleichen scheint also trotz der oben geschilderten Bemühungen und Stiftungen noch immer vorzukommen. Vielleicht gefällt es der Anstalt Kaiserswerth, die Verhältnisse ihrer Beamten im Jubiläumsjahr besser zu regeln. Lic. Hans Vollmer, Gymnasialoberlehrer in Hamburg (Harvestehude, Alsterchaussee 12) hat in diesem Sinne eine Adresse von Freunden der Anstalt Kaiserswerth an deren Direktion vorbereitet; wer sich dafür näher interessiert, möge sich mit ihm in Beziehung setzen. Im allgemeinen kann nach den obigen Darlegungen nur gesagt werden, daß man in den Kreisen der Innern Mission bemüht ist, die Pensionsverhältnisse der Beamten in einer Weise zu regeln, die ebenso den heutigen Anforderungen wie dem Geiste der christlichen Nächstenliebe entspricht. R

Ein Aufruf des Zentral-Ausschusses für Innere Mission an das evangelische deutsche Volk aus Anlaß der Jahrhundertswende ging auch uns zu. Wir drucken ihn nicht ab, weil er den Satz enthält: „Noch fehlt dem Staate für die Kämpfe [mit der Sozialdemokratie!] die wirksame Waffe.“ Ist das im Geiste Wicherns? Im Sinne Jesu? Heißt das Innere Mission? — Solange Dergleichen im Namen der evangelischen Kirche geschieht, sind die Blumhardts notwendig. R

Der Zwiespalt unter den Evangelischen in Rom wegen des bekannten Kirchbauplanes wirft seine Schatten in unsre heutige Nummer durch eine im Anzeigenteil abgedruckte Erklärung. Wir wollten dem Inserat den dringenden Appell an alle Beteiligten beifügen, mag vorgefallen sein was will, auf Einigung bedacht zu sein. Inzwischen ist aber, wie wir hören, die Separation der Kirchbaufreunde durch Anstellung eines eignen Pastors bereits besiegelt. Bestand bis vor kurzem in Rom keine deutsch-evangelische „Gemeinde“, sondern nur die Botschaftskapelle mit ihrem Prediger, so steht man nun vor der Thatsache zweier konstituierter Gemeinden in Rom mit zwei Predigern. Wir können dazu nur — schweigen und das Beste hoffen. R

Auf Kaisers Geburtstag hat Professor Spitta in Straßburg ein Lied gedichtet, das soeben in billigem Einzeldruck bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen (für 10 Pf., in Partieen 6 Pf.) erschienen ist. Der Text wurde zuerst vor 1½ Jahren in der Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst veröffentlicht und hat bereits in mehrere Gesangbücher Aufnahme gefunden. Da der dringende Wunsch nach einer angemessenen Komposition von verschiedenen Seiten ausgesprochen wurde, hat die Januarnummer derselben Zeitschrift nunmehr das Lied mit einem ansprechenden Tonsatz von Arnold Mendelssohn gebracht. Unsre Chöre werden gern nach dem Lied greifen, darum sei eben noch rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Montag, 15. Januar, nachmittag 5¼, im Achtermann: Der evangelische Christ und die Bekenntnisschriften.

Hannover. Mittwoch, 17. Januar, nachmittag 5 Uhr, bei Wachsning, Schillerstraße 25: Wie gelangt der evangelische Christ zur Würdigung der Bibel?

Magdeburg. Vierteljahrs-Versammlung, Mittwoch, 17. Januar, nachm. 3, bei Wuthe, Hasselbachstraße 1: Der evangelische Glaube und die historische Kritik. Ref. Pf. Rade in Marburg. Gäste, auch Damen, sind willkommen.

Kirchlich-Theologische Konferenz für Brandenburg

Berlin. Monatlicher Diskussionsabend: Mittwoch, den 17. Januar, abends 8 Uhr, im Heidelberger (Eingang Dorotheenstraße): Luther und Aristoteles.

An unsere Freunde im Reich

Mit dankbarer Freude der Teilnahme gedenkend, die wir Deutsche in den Alpen oft von Euch erfahren, komme ich heute mit einem besonderen Anliegen. Es betrifft meine Waldheimat in einer uns Allen wichtigen Sache.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist größtenteils katholisch, doch lebt — besonders im Mürzthale unter den Katholiken zerstreut eine Anzahl evangelischer Christen, teils noch aus der Reformationszeit stammend, teils seither aus Deutschland eingewandert, oder in neuer Zeit übergetreten. Sie waren jedoch bisher nicht mitsammen verbunden durch eine Kirchengemeinde, sie hatten keinen Führer, keinen Gottesdienst, lebten für sich so dahin, in der Gefahr sich zu verlieren und zu erkalten. Aber die Gottessehnsucht unserer Zeit hat auch diese Einsamen erfaßt, es überkam sie das Heimweh nach einem christlichen Gemeinleben. So haben sie nun aus Deutschland einen evangelischen Geistlichen berufen, der bereits mit treuem Eifer thätig ist, die im Mürzthale und Umgebung lebenden 500 Protestanten zu einem Gemeinwesen zusammenzufügen. Er wandert in die entlegenen Thäler und Wälder, steigt auf Alpenhöhen, um die einschichtigen Bekenner aufzusuchen. Er unterrichtet die evangelische Jugend, predigt den Erwachsenen, tröstet die Leidenden. Volk und Behörde erkennen, daß es sich hier nicht etwa um eine politische Propaganda handelt, vielmehr um eine große sittliche Aufgabe für die Einzelnen und die Gesellschaft. Hocherfreulich ist es ja, daß die Menschen sich abzuwenden beginnen von dem seelentötenden Materialismus und zurückverlangen zur christlichen Botschaft. Wie in anderen Alpengegenden werden die beiden Konfessionen doch auch hier friedlich neben einander bestehen, jede in ihrer Art ein Bedürfnis und ein Segen für das Volk.

Also ist in dem waldumkränzten Thale die junge evangelische Gemeinde in bester Bildung begriffen. Die Leute schicken sich an, heimzukehren ins Vaterhaus, aber — es ist keins vorhanden. Es fehlt der sichtbare Mittelpunkt, die Kirche. Eine solche soll nun erbaut werden im Hauptorte des oberen Mürzthales, im herrlich am Fuße des Semmerings gelegenen Marktflecken Mürzzuschlag. Dort, von freier Anhöhe aus soll die Heilandskirche leuchten weithin in die Alpenthäler. Die zum Teile sehr armen Gemeindegenossen, aus Holzknechten, Almern und Werkarbeitern bestehend, sind im hohen Grade opferwillig; die wenigen Wohlhabenden steuern kräftig bei, auch der Evangelische Bund wird Mithilfe leisten, allein — das will halt noch nicht langen auf ein würdiges Gotteshaus, das auch künftigen Jahrhunderten geweiht sein soll.

Ich bin von Haus aus Katholik, finde es aber mit meinem christlichen Gewissen vereinbar, den evangelischen Stammesgenossen bei ihrem Kirchbau ein wenig zu helfen. So habe ich nun den Stecken zur Hand genommen und die Kraxe auf den Rücken und gehe betteln um Bausteine für die neue Heilandskirche in Mürzzuschlag. Zu Euch ins gesegnete Deutsche Reich komme ich mit allem Vertrauen; Ihr habt Brüder, die heldenhaft für Heimat und Evangelium kämpfen, noch nie verlassen. Ich bitte Euch, Ihr Freunde und Gesinnungsgenossen in der weiten Welt, um milde Beiträge zu diesem Kirchenbau im Waldlande für Eure Glaubensgenossen. Ihr habt ja gewiß auch schon oft erfahren, daß Alles, was im Sinne des Christentums gethan wird, einen wunderbaren Segen in unser Leben bringt.

Peter Rosegger

In der Waldheimat, Anfang des Jahres 1900

Gaben sind zu senden an den Herrn Adolf Kappus, evangelischen Vikar in Mürzzuschlag, Steiermark, oder an die Redaktion d. Bl.

Am 1. Januar
beginnt der neue Jahrgang!

Neue Abonnenten erhalten bis dahin gratis:

DIE UMSCHAU

ÜBERSICHT ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN AUF DEM GESAMT-GEBIET DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

Preis vierteljährlich **M. 3.00.**

„Die Umschau" zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Probenummer durch jede Buchhandlung, sowie von der Geschäftsstelle der „Umschau", Berlin W 57 zu beziehen.

Gesucht sofort ein **Kandidat der Theol.,** der zwei Knaben (Quartaner und Quintaner), die das hiesige Gymnasium besuchen, bei den häuslichen Arbeiten überwachen und einem zwölfjährigen Mädchen Religionsunterricht zu erteilen hätte.
Seminarlehrer **Plügge,**
Ratzeburg i. L.

Kürzlich ist erschienen:
Ueber Offenbarung und Wunder
Von **L. Keßler.** — M. 2.40.
Vgl. Selbstanzeige in No. 52.
Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.

Nummern erbeten
Gut erhaltene Nr. 1—4 des verflossenen Jahrgangs würde gern kaufen
Marburg — Der Verlag der Christlichen Welt

Ein älterer **Theologe** wird als **Hauslehrer** und Erzieher sofort auf 1 Jahr in die Stadt gesucht. Freie Station und 1500 Mark.
Meldungen bei **Pastor Schacht, Kiel,** Ringstr. 78.

Zu Ostern suche ich jüngeren **Lehrer** oder **Lehrerin.** Bevorzugt Englisch, Gesang und Zeichnen. Bei Uebertritt in den Staatsdienst Anrechnung der Dienstzeit möglich. Zeugnisse und Honoraransprüche an
Dr. L. Bornemann, Hamburg
Lübeckerstraße 110, Einheitsschule.

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl.
Der Eisen- und Kurzwaaren-Händler.
→ Preis **50 Pfg.** ←
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Erstes und letztes Wort zur Abwehr

Wir unterzeichneten Mitglieder der am 17. Dezember 1899 konstituirten deutschen evangelischen Gemeinde in Rom erklären hiermit:

1) Daß wir bisher noch keinen Grund gefunden haben, nach einem anderen Gotteshause zu verlangen; weder deshalb, weil die vorhandene Botschaftskapelle uns nicht ausreichenden Raum gewährte, noch deshalb, weil wir uns in derselben nicht wie „im eigenen Hause" fühlten.

2) Daß wir den Bau eines christlichen Gotteshauses **zum Trutze** weder hier noch anderwo gutheißen können, weil wir zwar den Gegnern protestantischen Geistes jederzeit und überall Widerstand leisten wollen, aber **den Streit zu suchen** weder für Christi Lehre gemäß, noch der Ausbreitung evangelischen Geistes förderlich halten.

3) Daß wir uns in Uebereinstimmung fühlen mit dem Beschlusse der Generalsynode vom 22. Dezember 1897, welcher lautet:

„Die christliche Sammlung und Versorgung der in Rom lebenden Evangelischen deutscher Zunge ist kräftiger Unterstützung wert. Mit dem Danke für das, was hierfür seit langer Zeit durch staatliche Fürsorge geleistet worden ist, verbindet die Generalsynode die Bitte an den Evangelischen Oberkirchenrat,

a) für die Ergänzung der dort vorhandenen kirchlichen Einrichtungen aus den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln nach wie vor Sorge zu tragen;

b) dahin zu wirken, daß eine deutsche evangelische Gemeinde in Rom thunlichst bald in die Reihe der der preußischen Landeskirche angeschlossenen deutschen evangelischen Gemeinden des Auslands eintrete;

c) zur geeignet erscheinenden Zeit darauf Bedacht zu nehmen, daß die deutsche evangelische Gemeinde in Rom in einem auch nach außen als solches erkennbaren würdigen Gotteshause sich versammeln könne"

daß aber hinsichtlich der Bestimmung des geeigneten Zeitpunktes die hiesige Gemeinde in erster Linie gehört werden muß.

4. Daß wir endlich unser tiefes Bedauern darüber aussprechen, daß protestantische Brüder im Reiche hiesigen Glaubensgenossen, welche sich der dort betriebenen Agitation für einen sofortigen Kirchenbau in Rom nicht anschließen wollten, statt sachlicher Erwägungen andere Motive unterzuschieben suchen.

Rom, den 22. Dezember 1899.

(gez.) Professor E. Petersen, 1. Sekretär des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts — Dr. Ernst Steinmann, Gelehrter — Wilhelm Noerenberg, Banquier — Dr. Robert Arnold, K. Archivar — Hans Heuer, Bankbeamter — Carl Aug. Haas, Bankbeamter — Adolf Brügner, Bankbeamter — W. Regenberg, Buchhändler — Professor Dr. Chr. Hülsen, 2. Sekretär des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts — Hermann Bohn, K. Schwedischer Konsul — G. Schoder, Buchhändler — F. Nerly, Maler — Professor Heinrich Gerhardt, Bildhauer — G. Kohlmann, Uhrmacher — Dr. Walter Erhardt, K. Botschaftsarzt — Professor H. Corrodi, Maler — R. Mannowsky, Schneider — Ludwig Stein, Hofspediteur — F. Schulze, Bildhauer — H. Durst, Apotheker — G. Paparge, Apotheker — A. Casal, Ingenieur — A. Neubauer, Ingenieur — E. Neumann, Kanzleidiener — Professor A. Mau, Hilfsarbeiter am K. Deutschen Archäologischen Institut — Dr. V. Janßen, Arzt — H. Effenberger, Maler — H. Trog, Kaufmann — H. Andersen, Buchbinder — Dr. Wolfgang Erhardt, Geh. Sanitätsrat — Walter Modes, Buchhändler — Dr. Maximilian Claas, Privatgelehrter u. Publizist — Max Bretschneider, Buchhändler — Bernhard Honig, Rentier — Dr. Hans Graeven, Gelehrter — Dr. Alfred Bretschneider, Arzt — Graf Haugwitz, Rittmeister a. D. — C. Huck, Zuckerfabrikdirektor — H. Brügner.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinr. Bauer in Marburg

Hierzu eine Missionsbeilage von Fr. Richter in Leipzig